



Bundesinstitut
für Bevölkerungsforschung



(KEINE) LUST AUF KINDER?

Hrsg.: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Geburtenentwicklung in Deutschland

Herausgeber

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Autoren

Martin Bujard, Jürgen Dorbritz, Evelyn Grünheid,
Stephan Kühntopf, Detlef Lück, Robert Naderi,
Jasmin Passet, Kerstin Ruckdeschel

Redaktion

Jürgen Dorbritz, Evelyn Grünheid

Gestaltung

KuenkelLopka GmbH Heidelberg

Erschienen im Dezember 2012

© Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung,
Wiesbaden 2012

Vervielfältigung und Verbreitung, auch auszugsweise, mit Quellenangabe gestattet.

urn:nbn:de:bib-var-2012-011

Bildnachweis:

Titel: © Anyka/fotolia.com

Seite 5: © N-Media-Images/fotolia.com

Seite 7: © Julien BASTIDE/fotolia.com

Seite 17: © picsfive/fotolia.com

Seite 21: © cirquedesprit/fotolia.com

Seite 35: © BeTa-Artworks/fotolia.com

Seite 47: © koya79/fotolia.com

Seite 53: © Elena Schweitzer/fotolia.com

Inhalt

Vorwort des Direktors des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung	4	Späte Geburten und wenig Kinder in Großstädten	32
1. Demografischer Wandel und Geburtenentwicklung	5	Niedrige Kinderlosigkeit in Ostdeutschland	32
2. Geburten in Deutschland – Aktuelle Situation und Trends	7	Starke Geburtenrückgänge in ländlichen Räumen	34
Die zwei Geburtenrückgänge	7	6. Einstellungen zu Familie und Kindern	35
Der erste demografische Übergang	8	Die Bedeutung von Kindern in Deutschland	36
Der zweite Geburtenrückgang	8	Die Wichtigkeit einzelner Lebensbereiche	37
Endgültige Kinderzahlen nach Geburtsjahrgängen	11	Kinder als Quelle von Zufriedenheit und Lebensfreude	39
Effekte der DDR-Familienpolitik	11	Gesellschaftliche Anerkennung von Elternschaft	40
Besonderheiten in der Paritätsverteilung	11	Vorstellungen über das Leben mit Kindern	41
Immer spätere Geburten	13	Erwartungen an die Rolle der Mutter	42
Nichteheliche Geburten	15	Erwartungen an die Rolle des Vaters	42
3. Lebensformen	17	Einstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf	42
Daten des Mikrozensus	18	Kinderwünsche	44
Daten des Generations and Gender Surveys	20	Erwartungen an die Familienpolitik	45
4. Sozialstrukturelle Unterschiede im generativen Verhalten	21	7. Deutschland im europäischen Vergleich	47
Lebensformen und generatives Verhalten	21	Deutschland – ein Niedrig-Fertilitäts-Land	47
Berufliche Bildung	24	Gebäralter in Europa	47
Paarspezifische Erwerbssituation	24	Nichteheliche Geburten	49
Migrationshintergrund und Migrations-erfahrung	25	Heirats- und Geburtenhäufigkeit	51
Fertilitätsmuster nach der Kombination verschiedener Merkmale	27	Besonderheiten der deutschen Fertilitätssituation	51
5. Regionale Differenzierungen	29	8. Warum so wenig Kinder? Erklärungen	53
Niedrige Fertilität in Universitätsstädten	29	Literatur	55
Altersspezifische Unterschiede im Fertilitätsverhalten	29		
Jüngere Mütter in Ostdeutschland	31		

Vorwort des Direktors des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung

Liebe Leserinnen und Leser,

Deutschland gehört schon seit Mitte der 1970er Jahre weltweit zu den Ländern mit der niedrigsten Geburtenziffer. Während in einer ganzen Reihe von europäischen Ländern in den letzten Jahren ein Wiederanstieg der Fertilität zu verzeichnen war, ist dieser im früheren Bundesgebiet ausgeblieben und ob sich der jüngste Anstieg in den neuen Ländern fortsetzen wird, ist unklar. Deutschland hat im globalen Vergleich einen der höchsten Anteile dauerhaft kinderloser Frauen. Frauen haben, wie in weiten Teilen Europas, ein hohes Alter bei der Geburt ihrer Kinder. Zudem verzeichnet Deutschland ausgeprägte sozialstrukturelle und regionale Unterschiede beim Geburtengeschehen.

Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung hat es sich zum Ziel gesetzt, diese spezifisch deutsche Situation tiefergehend zu analysieren und differenzierter zu erklären. Durchschnittswerte wie etwa die zusammengefasste Geburtenziffer verschleiern die Vielfalt und Differenziertheit des Geburtengeschehens. Wir wollen daher dieser Buntheit nachspüren und wesentliche Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen herausarbeiten. Dazu zählen auch die als recht stabil einzuschätzenden West-Ost-Unterschiede, deren Erklärung zentral für das Verständnis der deutschen Fertilitätssituation ist.

Geleitet sind die Analysen von der Annahme, dass nicht primär ökonomische Faktoren dafür verantwortlich sind, dass in Deutschland so wenige Kinder geboren werden, sondern soziale und kulturelle Faktoren eine besondere Bedeutung haben. Wir haben daher den Einstellungen zu Ehe, Familie und Elternschaft einen eigenen Abschnitt gewidmet.

Mit dieser Broschüre wollen wir verdeutlichen, wie die oftmals schwierige Vereinbarkeit von Beruf und Familie, mithin von Wunsch und Wirklichkeit, sowie das vor allem in Westdeutschland noch immer präsenste Leitbild von der „Guten Mutter“ zu besonderen Familienstrukturen führen. Wir wollen auch darlegen, weshalb in Westdeutschland Ehe und Elternschaft weiterhin eng verknüpft sind, während im Osten Deutschlands weit mehr als die Hälfte der Kinder von nicht verheirateten Frauen geboren werden und mit nicht verheirateten Eltern aufwachsen, und wir wollen deutlich machen, weshalb in Deutschland so wenige Kinder gewünscht werden.

Die Broschüre „(Keine) Lust auf Kinder?“ soll einen Beitrag dazu leisten, die vielen Besonderheiten der Geburtenentwicklung in Deutschland besser zu verstehen. Ein vertieftes Verständnis der Vielschichtigkeit des generativen Verhaltens ist eine wichtige Grundlage für die Weiterentwicklung familienpolitischen Handelns.



Prof. Dr. Norbert F. Schneider
*Direktor des Bundesinstituts für
Bevölkerungsforschung*



1. Demografischer Wandel und Geburtenentwicklung

Deutschland gehört zu den Ländern mit einem sehr niedrigen Geburtenniveau und einer schnellen Alterung. Auch deshalb ist der demografische Wandel zu einem Megathema geworden und intensiviert sich die Diskussion, wie ein Anstieg der Geburtenhäufigkeit erreicht werden könnte. Das langfristig niedrige Geburtenniveau ist von enormer gesellschaftspolitischer Bedeutung, weil es eine der Hauptursachen für das Schrumpfen und Altern der Bevölkerung darstellt. Insbesondere die sozialen Sicherungssysteme werden vor neue Herausforderungen gestellt. Berührt sind aber auch die Bildungssysteme, Unternehmen, Städte und Gemeinden, vor allem in ländlichen peripheren Regionen, und die öffentlichen Verwaltungen.

Der demografische Wandel hinterlässt inzwischen in nahezu allen Bereichen unseres Lebens seine Spuren. Die Bewältigung seiner Folgen ist eine enorme Herausforderung, bietet aber auch die Chance zum Strukturumbau und zur Erschließung der Potentiale älterer Menschen, etwa auf dem Arbeitsmarkt, beim ehrenamtlichen Engagement oder den intergenerationalen Unterstützungsleistungen innerhalb und außerhalb der Familie.

Mit dem Geburtenrückgang hat sich auch das Bild der Familie verändert. Auf vier grundlegende Trends, über die in dieser Broschüre ausführlich berichtet wird, ist hinzuweisen. Erstens sind Familien mit einem oder zwei Kindern gesellschaftliche Normalität geworden, größere Familien sind eine Seltenheit. Das finden wir insbesondere in Ostdeutschland. Zweitens bleibt zumindest in Westdeutschland eine Familiengründung immer häufiger völlig aus. Kinderlosigkeit ist ein prägendes Merkmal der demografischen Situation in Westdeutschland. Drittens haben sich die partnerschaftlichen Formen für das Zusammenleben mit Kindern verändert.

Der demografische Wandel hinterlässt inzwischen in nahezu allen Bereichen unseres Lebens seine Spuren.

Das trifft bei einem generellen Bedeutungsrückgang der Ehe vor allem für den Osten zu. Viertens haben sich mit dem Geburtenrückgang auch die Generationenbeziehungen verändert, die für die Bewältigung der Folgen des demografischen Wandels von herausragender Bedeutung sind. Insbesondere der Anstieg der Lebenserwartung hat zu einer verlängerten gemeinsamen Lebenszeit zwischen den Generationen geführt. Dieser Trend wird sich zukünftig aber nicht fortsetzen.

Der demografische Wandel ist ein vielschichtiger und komplexer Prozess. In seinem Kern stellt er die Veränderung demografischer Strukturen (Altersstruktur, Geschlechtsstruktur, Struktur der Lebensformen und Haushalte, regionale Bevölkerungsverteilung) durch veränderte demografische Verhaltensweisen (generatives Verhalten, Heirats- und Scheidungsverhalten, Gesundheitsverhalten, Mobilitätsverhalten) dar. Im Mittelpunkt stehen

die Alterung und Schrumpfung der Bevölkerung. Das Altern der Bevölkerung hat im niedrigen Geburtenniveau, der hohen und steigenden Lebenserwartung und der gegenwärtig bestehenden Altersstruktur mit den geburtenstarken Jahrgängen aus den 1960er Jahren, die in den kommenden Jahren das Rentenalter erreichen werden, drei wesentliche Ursachen.

Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung sieht in der Beschäftigung mit dem Thema Geburtenentwicklung eine seiner zentralen Aufgaben. Die Familie steht im Mittelpunkt der Demografiestrategie der Bundesregierung. Es geht darum, die Entscheidungen der Eltern für Kinder zu erleichtern, die Arbeitswelt familienfreundlicher werden zu lassen, die Bündelung biografischer Ereignisse um das 30. Lebensjahr zu entzerren, das Vereinbaren von Familien- und Erwerbsleben zu erleichtern und den Generationen besser zu ermöglichen, gegenseitige Solidaritätsleistungen zu erbringen. Ziel der Broschüre ist es, die Geburtenentwicklung in Deutschland im Kontext dieser Handlungsfelder zu analysieren und damit ein besseres Verständnis für die Fertilitätssituation zu wecken.



2. Geburten in Deutschland – Aktuelle Situation und Trends

Deutschland gehört bereits seit der Mitte der 1970er Jahre weltweit zu den Ländern mit einem sehr niedrigen Geburtenniveau. Die aktuelle Situation kann anhand verschiedener Kennziffern veranschaulicht werden.

Die zusammengefasste Geburtenziffer, berechnet nach Kalenderjahren, liegt in der Bundesrepublik seit 1975 zwischen 1,24 und 1,45 Kindern pro Frau und erreichte im Jahr 2010 einen Wert von 1,39. Damit gehört Deutschland zu den Niedrig-Fertilitäts-Ländern. 1960 sind im Durchschnitt je Frau noch 2,3 Kinder geboren worden. Das höchste Geburtenniveau in Europa findet sich mit einer zusammengefassten Geburtenziffer von 2,20 in Island, aber auch Frankreich und die nordeuropäischen Länder weisen hohe Fertilitätsraten auf. Den niedrigsten Wert mit 1,17 verzeichnet derzeit Lettland. Eine andere Möglichkeit, die Geburtenentwicklung zu beschreiben, ist die endgültige Kinderzahl nach Geburtsjahrgängen. Im früheren Bundesgebiet hatten die Frauen, die in den Jahren 1964 – 1968 geboren wurden, im Durchschnitt 1,51 Kinder und in Ostdeutschland 1,56 Kinder zur Welt gebracht. Mit der Nettoerproduktionsziffer ist eine weitere Kennziffer

zur Charakterisierung der Fertilitätssituation gegeben. Sie bringt zum Ausdruck, in welchem Umfang sich die Elterngenerationen durch die Geburt von Kindern ersetzen. Im Jahr 2010 betrug ihr Wert in Deutschland 0,67. Jede Kindergeneration ist damit um ein Drittel kleiner als die Elterngeneration. Da diese Situation jetzt schon über 30 Jahre besteht, wachsen die jüngeren Generationen in einem sozialen Kontext auf, der von Kinderlosigkeit und kleinen Familien geprägt ist. Weitere Merkmale der deutschen Fertilitätssituation sind die späte Geburt der Kinder, hohe Nichteheleichenquoten im Osten und niedrige im Westen sowie die beginnende Entkopplung von Ehe und Geburt bei einer niedrigen Heiratshäufigkeit.

Die zwei Geburtenrückgänge

Das aktuelle Geburtenniveau in Deutschland und Europa ist nur dann vollständig erklärbar, wenn die demografischen Trends der Vergangenheit nicht außer Acht gelassen werden. Die Geburtenentwicklung seit dem ausklingenden 19. Jahrhundert ist durch zwei demografische Übergänge geprägt, die sich in Deutschland zwischen 1870 und 1930 und etwa zwischen 1965 und 1975 ereignet haben (Abb. 1).

Daneben hat es noch eine ganze Reihe von historisch besonderen Einflüssen auf die Geburtenentwicklung gegeben, wie die Geburtentiefs im Ersten und Zweiten Weltkrieg und der Weltwirtschaftskrise, das Geburtenhoch nach dem Zweiten Weltkrieg, die Schwankungen in der DDR in den 1970er und 1980er Jahren, die vor allem familienpolitisch verursacht waren, und die Geburtenkrise in den neuen Bundesländern nach dem Beitritt zu Beginn der 1990er Jahre.

Zwei Geburtenrückgänge haben in der Vergangenheit den Trend der Geburtenhäufigkeit geprägt.

Der erste demografische Übergang

Im ersten demografischen Übergang haben sich in Deutschland – ähnlich wie in anderen Industrieländern – die Lebenserwartung stark erhöht und die Kinderzahlen je Frau von fast fünf auf etwa zwei verringert. Der Anstieg der Lebenserwartung ist vor allem über einen deutlichen Rückgang der Säuglings- und Kindersterblichkeit eingetreten. Er ist aus den Einflüssen von Industrialisierung und Modernisierung auf die Bevölkerungsentwicklung zu erklären, in erster Linie als Folge des in dieser Zeit schnell einsetzenden wissenschaftlichen, technischen und hygienischen Fortschritts.

Prägende Merkmale des Geburtenrückgangs sind die gesellschaftliche Etablierung der Kernfamilie und die beginnende Mittelpunktstellung des Kindes in der Familie. Die Industrialisierung hatte zu jener Zeit die Bevölkerung in den Städten stark anwachsen lassen, die Menschen wurden aus den traditionell ländlichen Gemeinschaften herausgelöst. Das Herauslösen der Individuen aus starren gesellschaftlichen Strukturen, abgeschwächte soziale Kontrolle und eine beschleunigte Individualisierung ebneten den Weg zu einer wachsenden Rationalität bezüglich der Entscheidungen über die Zahl der Kinder. Der Geburtenrückgang war einerseits das Ergebnis der zunehmend bewussten Geburtenkontrolle und andererseits vor allem Ergebnis der neuen Rolle des Kindes in Familie und Gesellschaft (die Entdeckung des Kindes). Kinder begannen ihre Rolle als Arbeitskraft und Alterssi-

cherung der Eltern zu verlieren. Sie rückten immer mehr in den Mittelpunkt der Familie und wurden zu einem wertvollen Gut ihrer Eltern, die verstärkt Zeit, Geld und Emotionen für die Kinder aufbrachten (Notestein 1945, Aries 1975). Die zukünftigen Lebenswege der Kinder waren nicht mehr starr vorgegeben, sondern eröffneten einen Gestaltungsspielraum. Es ging um das Kind selbst, um seine Erziehung und Ausbildung, die über die Lebensperspektive in Gesellschaften des neuen Industriezeitalters entschieden. Es setzte sich die Erkenntnis durch, dass Eltern bei der Geburt von zwei Kindern damit rechnen können, dass beide das Erwachsenenalter erreichen, was 2-3 Generationen zuvor aufgrund der hohen Sterblichkeit nicht der Fall war. Zudem kam es immer mehr auf die Qualität der Erziehung weniger Kinder an, als auf die Geburt vieler Kinder.

Der zweite Geburtenrückgang

Als Ergebnis des zweiten Geburtenrückgangs Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre stellte sich zumindest für das frühere Bundesgebiet das heute typische sehr niedrige Geburtenniveau ein. Gleichzeitig verringerte sich die Heiratshäufigkeit und die Geburt der Kinder ist in einen immer späteren Lebensabschnitt verlagert worden. Nach van de Kaa (1987) wird dieser Geburtenrückgang in Anlehnung an den ersten demografischen Übergang als „Europe's Second Demographic Transition“ bezeichnet. Der zweite Geburtenrückgang war nach Surkyn und Lesthaeghe (2004) neben der Verbreitung von Verhütungsmitteln mit der Betonung der individuellen Autonomie in ethischer, moralischer und politischer Hinsicht verbunden, der damit einhergehenden Ablehnung aller Formen institutioneller Kontrolle und Autorität und mit der zunehmenden Verbreitung expressiver Werte.

Die Einflussfaktoren auf den zweiten Geburtenrückgang sind auf der Grundlage verfügbarer moderner Antikonzeptiva im Zusammenhang mit der sozioökonomischen Modernisierung und einem kulturellen Wandel zu sehen. Im Spannungsfeld der gestiegenen Chancen von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und den eingeschränkten Vereinbarkeitsoptionen sind die Kinderzahlen gesunken und hat eine Transformation des allgemeinen Familienleitbildes vom Ernährer- zum Zweiverdienermodell

eingesetzt. Die sozioökonomische Modernisierung mit hohen und schnell wechselnden Qualifikationsanforderungen, gestiegenen Mobilitätsanforderungen oder der Veränderung der Bedeutung von Wirtschaftssektoren hat zu Brüchen in den Erwerbsbiografien geführt und damit Familienplanung erschwert.

Die demografischen Übergänge markierten auch die Eckpunkte des Wandels der sozialen Institution Ehe und Familie. Beide Geburtenrückgänge unterscheiden sich inhaltlich voneinander, z.B. hinsichtlich der Gründe des Geburtenrückgangs, aber auch im Hinblick auf das Zusammenwirken von Geburten- und Sterbehäufigkeiten. Sie sind aber aus der familiensoziologischen Sicht, den Wandel der Institution Ehe und Familie betreffend, miteinander verknüpft. Im ersten Geburtenrückgang hat sich die heutige Normalfamilie (verheiratete Eltern mit Kindern) als Mainstream-Modell herausgebildet. Es entstand das Leitbild der „Zwei-Eltern-zwei-Kinder-Familie“ mit einer klaren Rollenteilung der Eltern. Mit dem zweiten Geburtenrückgang beginnt die Dominanz dieser Familienform zu schwinden.

Mit der Theorie des zweiten Geburtenrückgangs ist die Annahme „eines umfassenden, qualitativ neuartigen und unumkehrbaren Regimewechsels“ (Huinink, Konietzka 2007: 114) verbunden. Diese

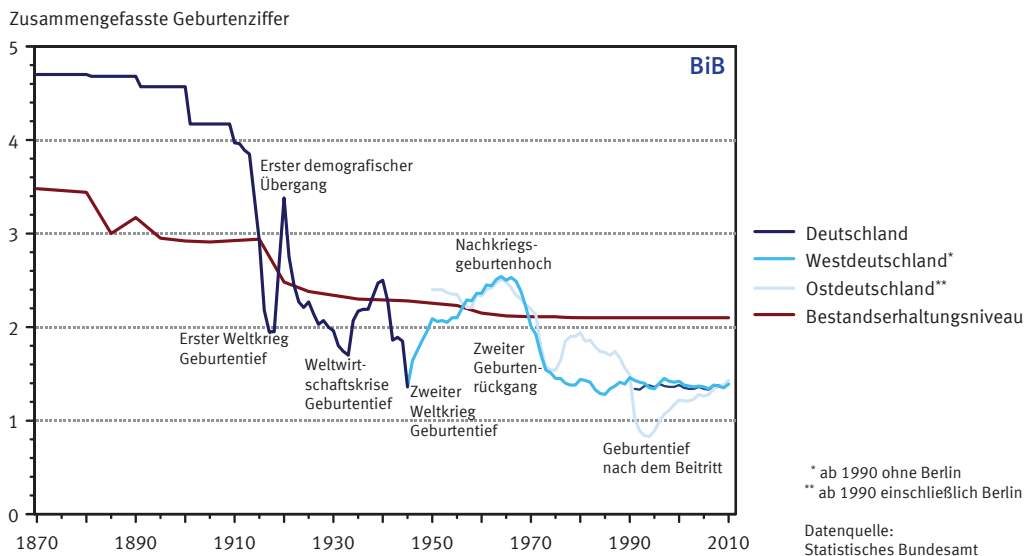
Annahme wird zunehmend in Frage gestellt und ein Wiederanstieg des Geburtenniveaus erwartet. Dies wird vor allen damit begründet, dass sich Paare zunehmend nach dem 30. Lebensjahr bewusst für Kinder entscheiden, da sie sehr genau abschätzen können, wie sie die Veränderungen durch die Geburt eines (weiteren) Kindes bewältigen können. Effekte werden auch von der Einführung des Elterngeldes und dem Ausbau der Kinderbetreuung für Kleinkinder erwartet, allerdings nicht im Sinn eines direkten Einflusses, sondern als Folge des Entste-

Methodische Erläuterung:

Zusammengefasste Geburtenziffer: Die zusammengefasste Geburtenziffer gibt die Zahl der durchschnittlich je Frau geborenen Kinder unter der Annahme an, dass die Fertilitätsverhältnisse des betrachteten Kalenderjahres für die gesamte Lebenszeit zwischen dem 15. und 49. Lebensjahr unverändert bleiben. Sie ist allein nicht geeignet, die Fertilitätssituation zu beurteilen. Sie ist ein wichtiger Indikator, um aktuelle Veränderungen im generativen Verhalten anzuzeigen, bildet damit aber auch kurzfristige nicht nachhaltige Schwankungen ab. Hinzu kommt, dass das Fertilitätsniveau dann systematisch unterschätzt wird, wenn das durchschnittliche Gebäralter ansteigt. Dies ist in Deutschland gegenwärtig der Fall.

Abb. 1

Zusammengefasste Geburtenziffer in Deutschland, 1871 – 2010



Zu Abb. 1:
Zwei Geburtenrückgänge haben in der Vergangenheit den Trend der Geburtenhäufigkeit in Deutschland geprägt. Die Geburten je Frau sind von fast fünf Kindern auf etwa 1,4 gesunken.

hens eines familienfreundlicheren Sozialklimas. Der erste demografische Übergang ist ausgehend vom Bürgertum des 19. Jahrhunderts mit der weiten Verbreitung des Modells der Hausfrauenehe verknüpft, die in Deutschland ihren Höhepunkt in der Nachkriegszeit bis in die 1970er Jahre hinein fand. Paare waren verheiratet, hatten Kinder und ihr Zusammenleben war durch eine klare partnerschaftliche Arbeitsteilung gekennzeichnet (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2006: 17 ff.). Der Frau fiel die Rolle als Mutter, Erzieherin und Organisatorin des Haushalts zu, während der Mann auf die Ernährerrolle durch außerhäusliche Erwerbstätigkeit verwiesen war (Hausfrauenehe). Dies galt aus der Kinderperspektive als erstrebenswerte Situation, es entstand das Leitbild der „Guten Mutter“. Errungenschaften aus der Sicht der damaligen Zeit waren die Kinderzentrierung und die Emotionalisierung der Partnerschaftsbeziehung.

Der zweite Geburtenrückgang und das beginnende Aufweichen dieses Familienmodells sind eng miteinander verknüpft. Van de Kaa (1987) beschreibt den Übergang auf folgende Weise als:

› den Übergang vom goldenen Zeitalter der Ehe zur nichtehelichen Lebensgemeinschaft,

- › den Übergang von der Ära des Königskindes mit Eltern zum Königspaar mit Kind,
- › den Übergang von der vorbeugenden Kontrazeption zur selbstbestimmten Empfängnis und
- › den Übergang von einheitlichen zu pluralistischen Familien- und Haushaltsformen.

Der sich vollziehende Wandel bedeutete die Ablösung des normengeprägten standardisierten Übergangs in die Elternschaft durch individuelle und paarspezifische Entscheidungen über die Erfüllung des Kinderwunsches. Es existieren nunmehr vielfältige Wege der Familienentwicklung, die zu unterschiedlichsten Formen von Paarbeziehungen und dem Zusammenleben mit Kindern führen.

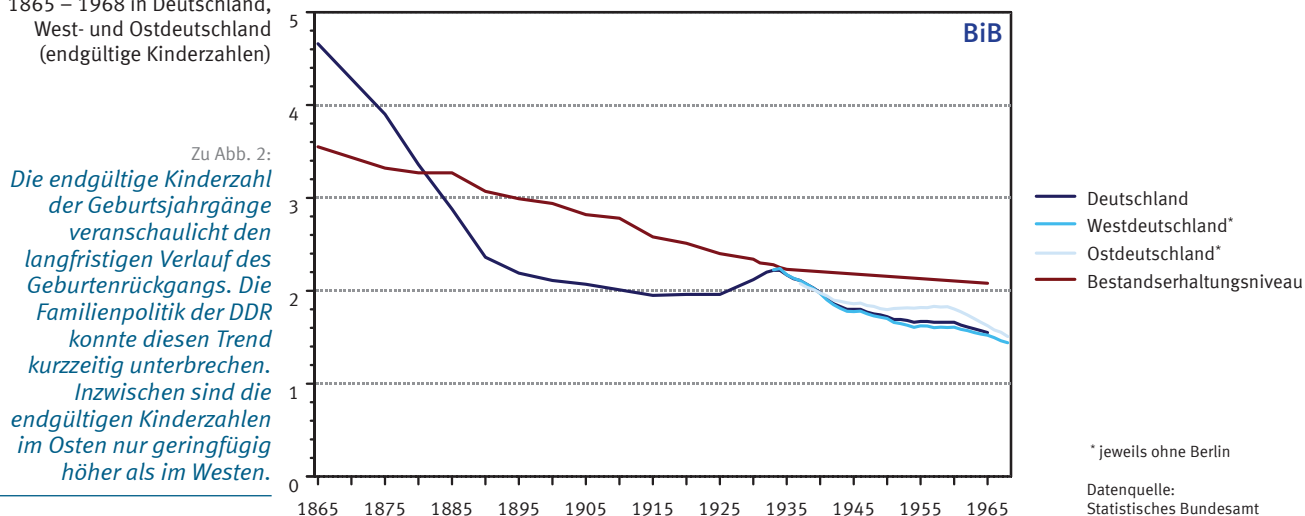
Methodische Erläuterung:

Endgültige Kinderzahl: Die endgültige Kinderzahl zeigt im Gegensatz zur zusammengefassten Geburtenziffer die Anzahl der tatsächlich geborenen Kinder pro Frau nach Geburtsjahrgängen. Sie kann endgültig erst dann berechnet werden, wenn die Geburtsjahrgänge das Ende ihres gebärfähigen Alters erreicht haben. Sie entsteht durch das Aufsummieren der altersspezifischen Geburtenziffern zwischen dem 15. und 45. bzw. 50. Lebensjahr.

Endgültige Kinderzahl von Frauen der Geburtsjahrgänge 1865 – 1968 in Deutschland, West- und Ostdeutschland (endgültige Kinderzahlen)

Abb. 2

Lebendgeborene je Frau



Zu Abb. 2:
Die endgültige Kinderzahl der Geburtsjahrgänge veranschaulicht den langfristigen Verlauf des Geburtenrückgangs. Die Familienpolitik der DDR konnte diesen Trend kurzzeitig unterbrechen. Inzwischen sind die endgültigen Kinderzahlen im Osten nur geringfügig höher als im Westen.

Endgültige Kinderzahlen nach Geburtsjahrgängen

Ein ganz anderes Bild des Trends der Geburtenentwicklung erhält man, wenn nicht die zusammengefasste Geburtenziffer, sondern die endgültige Kinderzahl der Geburtsjahrgänge 1865 bis 1968 als Kennziffer verwendet wird (Abb. 2). Der Fertilitätsrückgang selbst weist eine ähnliche Dimension wie bei den zusammengefassten Geburtenziffern auf. Die Frauen des Geburtsjahrgangs 1865 hatten noch durchschnittlich 4,7 Kinder geboren, bei den Frauen des Jahrgangs 1965 waren es noch 1,55. Letztmalig im Geburtsjahrgang 1887 war die Zahl der geborenen Kinder so groß wie die Zahl ihrer Eltern. Die endgültigen Kinderzahlen zeigen nicht mehr den stark schwankenden Verlauf wie die zusammengefassten Geburtenziffern. Die Ursache liegt darin, dass besondere wirtschaftliche oder politische Ereignisse das Timing von Geburten in bestimmten Kalenderjahren unmittelbar beeinflussen, daraus aber keine entsprechenden Effekte auf die im Lebenslauf endgültig realisierte Kinderzahl ausgehen. So wurden in den ersten beiden Jahren nach der Wiedervereinigung im Osten nur sehr wenige Kinder geboren und die zusammengefasste Geburtenziffer sackte stark ab. In der längerfristigen Lebenslaufbetrachtung wird heute erkennbar, dass diese damals ausgebliebenen Geburten später zu einem erheblichen Teil nachgeholt wurden und sich die endgültig realisierte Kinderzahl jener Kohorten nur geringfügig von der ihrer Vorgänger bzw. Nachfolger unterscheidet.

Effekte der DDR-Familienpolitik

Auffällig ist, dass der rückläufige Trend der endgültigen Kinderzahlen in den Geburtsjahrgängen 1950 bis 1960 in der DDR unterbrochen war. Das sind die Geburtsjahrgänge, die infolge der kostenlosen Verfügbarkeit von Antikonzeptiva und der Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs zunächst ihre Kinderzahlen begrenzt haben und danach, unterstützt von bevölkerungspolitischen Maßnahmen wie Geburtenbeihilfe, Ehekredit oder Ausbau der gesellschaftlichen Kinderbetreuung, Geburten nachgeholt haben. Dies ist in der Periodenbetrachtung in der ersten Hälfte der 1970er Jahre zunächst als Geburtentief und danach als Wiederanstieg dokumentiert.

Die Betrachtung nach Geburtsjahrgängen offenbart aber, dass die Familienpolitik der DDR nicht wirklich einen Geburtenanstieg bewirkt, sondern über einen begrenzten Zeitraum bis zur Wiedervereinigung den rückläufigen Trend der endgültigen Kinderzahlen aufgehalten hat. Die endgültigen Kinderzahlen der ostdeutschen Frauen waren zwischen 0,15 und 0,25 höher als die der westdeutschen Frauen.

Besonderheiten in der Paritätsverteilung

Letztlich erfährt man über die Betrachtung der beiden Fertilitätsmaße zusammengefasste Geburtenziffer und endgültige Kinderzahl nur Durchschnittswerte, die Auskunft über die Höhe des Fertilitätsniveaus und den allgemeinen Trend geben. Weitere Einsichten in die Fertilitätsmuster sind notwendig und können erreicht werden, indem die Zahl der je Frau geborenen Kinder nach der Parität in differenzierten Fertilitätsanalysen nach verschiedenen Merkmalen wie Region, Bildung, Beschäftigung oder ethnische Abstammung betrachtet wird.

Der Geburtenrückgang in Deutschland hat sich über eine veränderte Verteilung der Frauen nach der Zahl der geborenen Kinder durchgesetzt. Dabei sind erhebliche Unterschiede zwischen dem Westen und dem Osten entstanden. Wenn man nur auf die endgültigen Kinderzahlen der Geburtsjahrgänge blickt, sind zunächst sehr ähnliche Trends festzustellen (Datenbasis ist der Mikrozensus 2008). Die Geburtsjahrgänge 1933 – 1938 hatten im früheren Bundesgebiet im Durchschnitt noch 2,04 und in den neuen Ländern (jeweils ohne Berlin) 2,01 Kinder. Bis zu den Geburtsjahrgängen 1964 – 1968 (zum Zeitpunkt der Mikrozensusbefragung 40 – 44 Jahre alt) hat sich die Kinderzahl auf 1,51 (Westdeutschland) und 1,56 (Ostdeutschland) reduziert. Die Kinderzahlen in beiden Regionen Deutschlands sind damit sehr ähnlich, tendenziell haben die Frauen im Osten sogar mehr Kinder geboren als die im Westen. Da nach dem 45. Lebensjahr kaum noch Kinder geboren werden, ist eine Veränderung dieser Situation für diese Jahrgänge zukünftig nicht zu erwarten.

Der Geburtenrückgang hat sich auf zwei verschiedenen Wegen vollzogen (Abb. 3). In beiden Regionen ist der Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahlen zunächst durch die rückläufigen An-

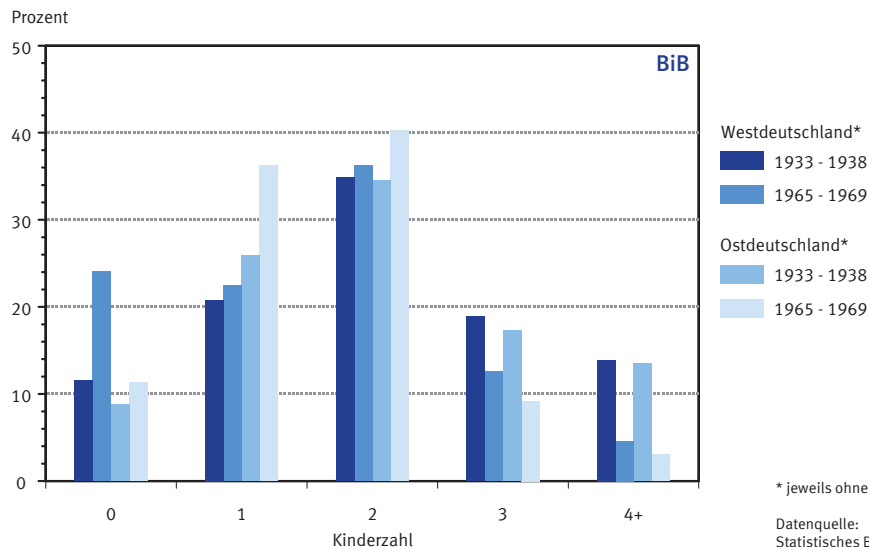
teile dritter und vierter Kinder eingeleitet worden. Vier-Kind-Familien bilden heute in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 mit 4,6 bzw. 3,0 % die Ausnahme. Auch die Anteile der Familien mit drei Kindern sind deutlich auf 12,6 (West) bzw. 9,2 % (Ost) gegenüber etwa 18 % bei den 30 Jahre älteren Frauen gesunken. Unterschiedliche Trends haben sich dagegen bei der Kinderlosigkeit sowie den Ein-Kind-Familien eingestellt. Die Kinderlosigkeit ist im Westen zunächst langsam, dann beschleunigt angestiegen und erreicht in den Jahrgängen 1965 – 1969 einen Wert von 24,1 %. In Ostdeutschland ist die Kinderlosigkeit konstant niedrig geblieben. Die gleichen Geburtsjahrgänge werden nur zu 11,3 % kinderlos bleiben. Danach setzt bei den jüngeren Kohorten ebenfalls ein Anstieg ein. Der Wert von 14,0 % in den Frauengeburtsjahrgängen 1970 – 1974 unterschreitet den Wert der westdeutschen Vergleichsgruppe aber immer noch deutlich. Im Gegensatz dazu ist ein starker Anstieg bei den Frauen mit nur einem Kind zu beobachten, von 25,9 % (Jahrgänge 1933 – 1938) auf 36,2 % (Jahrgänge 1965 – 1969).

Da diese Jahrgänge zum Zeitpunkt der Befragung bereits 41 bis 45 Jahre alt waren, können durch späte Geburten nur noch geringe Veränderungen in der Paritätsverteilung eintreten. Das Entstehen einer grundsätzlich neuen Fertilitätssituation ist

Methodische Erläuterung:
Mikrozensus: Der Mikrozensus ist die amtliche Repräsentativstatistik über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt in Deutschland. Bereits seit 1957 – in den neuen Ländern (einschließlich Berlin-Ost) seit 1991 – liefert der Mikrozensus statistische Informationen in tiefer fachlicher und regionaler Gliederung über die Bevölkerungsstruktur, die wirtschaftliche und soziale Lage der Bevölkerung, der Familien, Lebensgemeinschaften und Haushalte, die Erwerbstätigkeit, Arbeitssuche, Aus- und Weiterbildung, Wohnverhältnisse und Gesundheit. Der Mikrozensus ist eine Zufallsstichprobe, bei der alle Haushalte die gleiche Auswahlwahrscheinlichkeit haben. Dazu werden aus dem Bundesgebiet Flächen (Auswahlbezirke) ausgewählt, in denen alle Haushalte und Personen befragt werden (einstufige Klumpenstichprobe). Ein Viertel aller in der Stichprobe enthaltenen Haushalte (beziehungsweise Auswahlbezirke) wird jährlich ausgetauscht. Folglich bleibt jeder Haushalt vier Jahre in der Stichprobe (Verfahren der partiellen Rotation). Im Mikrozensus des Jahres 2008 sind erstmals seit langem Frauen auf freiwilliger Basis nach der Zahl der von ihnen geborenen Kinder befragt worden. Damit liegen nun differenzierte Informationen zur Fertilitätssituation in Deutschland vor, z.B. zur Kinderlosigkeit oder den West-Ost-Unterschieden. In Kombination mit den im Mikrozensus verfügbaren Merkmalen ist eine breite Basis für differentielle Fertilitätsanalysen gegeben.

Frauen nach der Kinderzahl in West- und Ostdeutschland in den Geburtsjahrgängen 1933 – 1938 und 1965 – 1969 (%)

Abb. 3



Zu Abb. 3:
Die Verringerung des Geburtenniveaus ist sowohl über einen Rückgang des Anteils der Frauen eingetreten, die drei bzw. vier oder mehr Kinder zur Welt gebracht haben als auch über einen Anstieg der Kinderlosigkeit. Dabei sind zunächst die Anteile großer Familien gesunken. Der Anstieg der Kinderlosigkeit hat verzögert eingesetzt.

allerdings nicht zu erwarten. Es finden sich also zwei abweichende Fertilitätsmuster in West- und Ostdeutschland, die sich im Verlauf des Geburtenrückgangs eingestellt haben. Einer hohen Kinderlosigkeit im Westen steht die weite Verbreitung der Ein-Kind-Familie im Osten gegenüber. Die hohe Kinderlosigkeit im früheren Bundesgebiet ist eine auch im internationalen Vergleich ungewöhnliche Situation. Die Unterschiede bei den Anteilen der Frauen mit 2 Kindern sind gering. Die Zwei-Kind-Familie ist in Deutschland die noch immer am weitesten verbreitete Familienform. Auffällig für das frühere Bundesgebiet sind dann die höheren Anteile der Frauen, die drei oder vier und mehr Kinder geboren haben. Dadurch werden die Negativeffekte auf die durchschnittliche Kinderzahl ausgeglichen.

Beide Muster des generativen Verhaltens haben ein Resultat: ein niedriges Geburtenniveau. Die Fertilitätssituation in Ostdeutschland kann als die weite Verbreitung der Ein- und Zweikindfamilie bezeichnet werden, das westdeutsche Muster ist hingegen durch eine größere Heterogenität gekennzeichnet, wobei auf der einen Seite der hohe Anteil kinderloser Frauen und auf der anderen Seite die Verbreitung von Frauen mit drei und mehr Kindern auffallen.

Kaum Auswirkungen des Geburtentiefs auf die endgültigen Kinderzahlen in den neuen Ländern

Als bemerkenswert ist an dieser Stelle noch die Tatsache zu erwähnen, dass sich die durchschnittlichen Kinderzahlen in West und Ost auch in den jüngeren, um 1970 geborenen Jahrgängen, kaum unterscheiden. Das bedeutet, dass diese ostdeutschen Jahrgänge, die ihr gebärfähiges Alter zu einem erheblichen Teil in der Zeit der Geburtenkrise in Ostdeutschland nach 1990 durchlebt haben, dies durch spätere Geburten ausgeglichen haben.

Immer spätere Geburten

In Deutschland hat sich die Geburt von Kindern im Lebensverlauf der Eltern immer weiter nach hinten verschoben, ähnlich wie in anderen europäischen Ländern. Bis in die 1970er Jahre sank das durchschnittliche Gebäralter in beiden deutschen Staaten und erreichte im früheren Bundesgebiet um 1975 mit 26,7 Jahren sowie in der DDR mit 26,5 Jahren (1980) seine niedrigsten Werte. Seitdem werden die Mütter bei Geburt ihrer Kinder immer älter. Diese Entwicklung hat im Westen früher eingesetzt

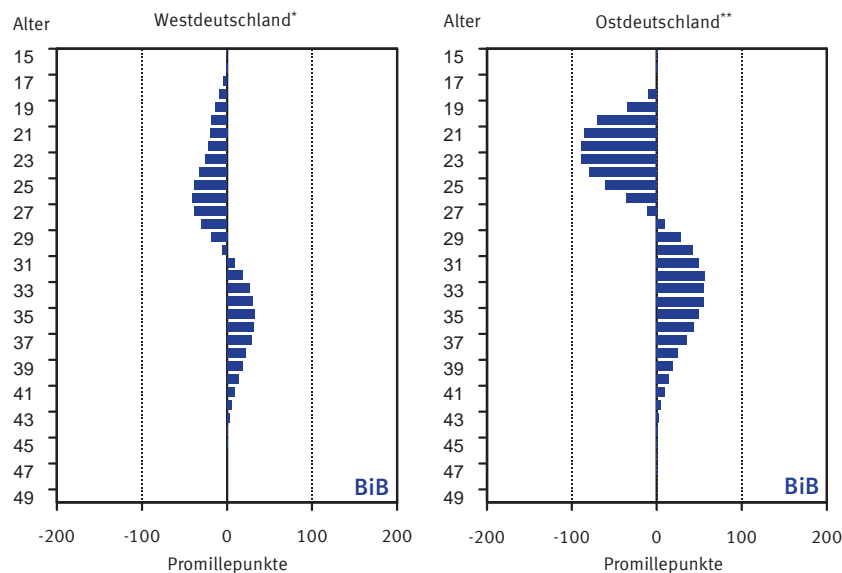


Abb. 4

Veränderung der Geburtenhäufigkeit 2010 gegenüber 1990 nach Altersjahren in West- und Ostdeutschland (Promillepunkte)

Zu Abb. 4:
Die Mütter werden bei der Geburt ihrer Kinder immer älter. Die Verlagerung der Geburten in die Altersphase nach dem 28. Lebensjahr ist seit 1990 in Ostdeutschland besonders ausgeprägt. Der Aufschub und das Nachholen von Geburten gleichen sich aus.

* ohne Berlin
** einschließlich Berlin

Datenquelle:
Statistisches Bundesamt

und sich kontinuierlicher vollzogen als im Osten, dadurch betrug der Abstand im durchschnittlichen Gebäralter zwischen west- und ostdeutschen Müttern 1990 sogar 3 Jahre. Nach 1990 erfolgte dann in Ostdeutschland ein sehr schneller Rückgang der Geburten in den jüngeren Altersjahren der Frauen und ein ebenso schneller Anstieg bei den über 30-Jährigen (Abb. 4), 2010 lag das Durchschnittsalter der Mütter bei der Geburt im Westen bei 30,5 und im Osten bei 29,6 Jahren.

Nach wie vor findet die Geburt des ersten Kindes im Osten eher als im Westen statt. Die Familienentwicklung ist mit der Ausnahme Sachsens in den ostdeutschen Ländern auch früher abgeschlossen. Für den Westen gilt im Trend, dass die fertile Lebensphase kürzer ist als im Osten (Abb. 5). Von der Geburt des ersten bis zur Geburt des vierten Kindes vergehen im Osten im Durchschnitt 6,5 Jahre und im Westen 5,2 Jahre. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass in Ostdeutschland mehr Zeit

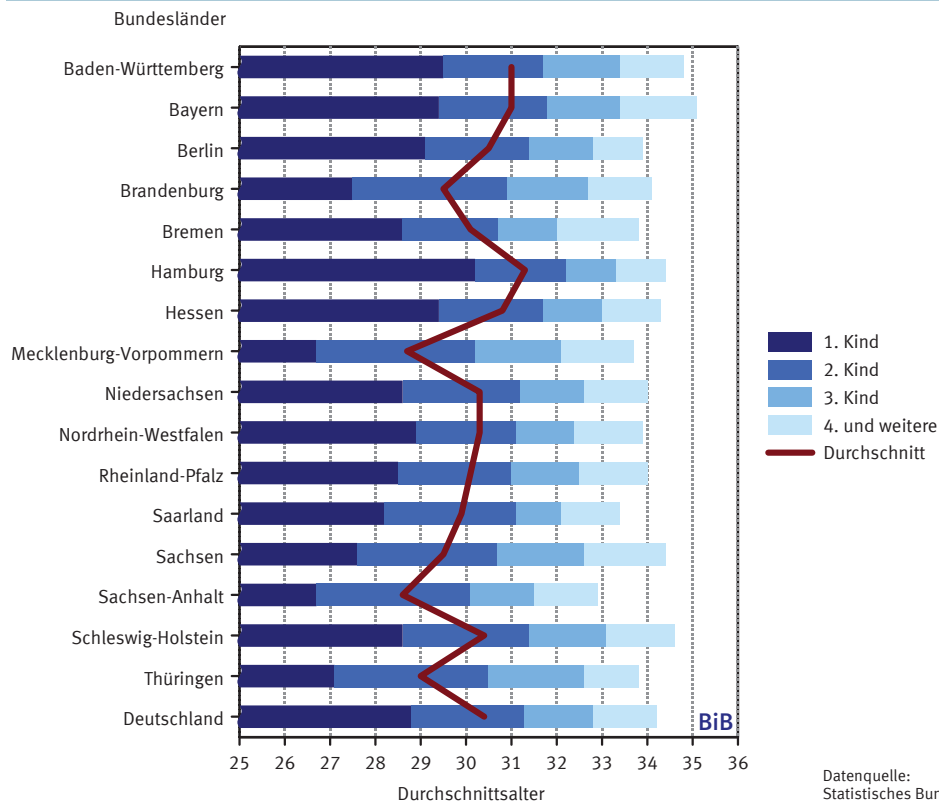
zwischen der Geburt des ersten und der Geburt des zweiten Kindes vergeht. Dieser Abstand liegt im Westen bei 2,4 und der im Osten bei 3,4 Jahren. Als eine mögliche Erklärung wird angenommen, dass die Frauen in den neuen Ländern nach der Geburt des ersten Kindes aufgrund des besseren Angebotes an Kinderbetreuungseinrichtungen für Kleinkinder, aber auch aufgrund finanzieller Zwänge häufiger in das Erwerbsleben zurückkehren und das zweite Kind erst nach dieser Erwerbsphase geboren wird.

Methodische Erläuterung:

Angaben zur Parität der Lebendgeborenen: Bis zum Jahr 2008 ist in der amtlichen Statistik die Parität der Lebendgeborenen nur für die jeweils bestehende Ehe ermittelt worden. Seitdem liegen die Angaben für alle Kinder vor. Auf dieser Basis können exaktere Angaben für die Durchschnittsalter der Mütter bei der Geburt ihres Kindes nach der Kinderzahl gemacht werden.

Durchschnittliches Alter aller Mütter nach Paritäten und Bundesländern, 2010 (Jahre)

Abb. 5



Zu Abb. 5:
Das Durchschnittsalter der Mütter bei der Geburt des ersten Kindes ist bei den ostdeutschen Frauen niedriger als im früheren Bundesgebiet. Dagegen ist der Abstand zwischen der Geburt des ersten und des zweiten Kindes größer.

Ein wichtiger Grund für das nach wie vor niedrigere Gebäralter ostdeutscher Frauen besteht im hohen Anteil nichtehelicher Geburten, denn unverheiratete Mütter waren 2010 bei Geburt ihrer Kinder mit knapp 28,2 Jahren rund drei Jahre jünger als die verheirateten Mütter. Obwohl sich das Gebäralter zwischen west- und ostdeutschen unverheirateten Müttern kaum noch unterscheidet und verheiratete ostdeutsche Mütter bei Geburt ihrer Kinder sogar älter sind, ist durch den mit über 60 % mehr als doppelt so hohen Nichtehelichenanteil ostdeutscher Mütter das durchschnittliche Gebäralter niedriger als bei den westdeutschen Frauen. Ein Trend, der dem steigenden Gebäralter entgegenwirkt, ist die sinkende Anzahl der Geburten je Mutter, denn je mehr Kinder eine Frau bekommt, desto höher wird ihr durchschnittliches Gebäralter. Es ist deshalb wichtig, nach der Geburtenfolge zu differenzieren.

Der Verlauf der altersspezifischen Geburtenziffern in den Jahren 1990, 2000 und 2010 zeigt das Abflachen des Geburtengipfels und die stetige Verlagerung des Gipfels in ein höheres Lebensalter (Abb. 6). Der Geburtenrückgang hat sich aus dieser altersspezifischen Sichtweise mit einem Rückgang der Fertilität in den jüngeren Altersjahren vollzogen, der in der späteren Altersphase nicht mehr ausgeglichen wurde. Inzwischen ist nur noch ein

Aufschieben der Geburten zu beobachten, allerdings werden die Fertilitätsrückgänge im Alter unter 30 Jahre durch Anstiege nach dem 30. Lebensjahr nachgeholt. Ein Ende dieses Prozesses ist für Deutschland gegenwärtig nicht in Sicht.

Nichteheliche Geburten

Der Anstieg des Anteils der Frauen, die unverheiratet Kinder zur Welt bringen, ist kein Phänomen, was auf Deutschland begrenzt ist. Die internationalen Vergleiche im Kapitel 7 werden zeigen, dass der Anstieg, wenn man Deutschland insgesamt betrachtet, eher moderat verläuft. Nichtehelich Geborene

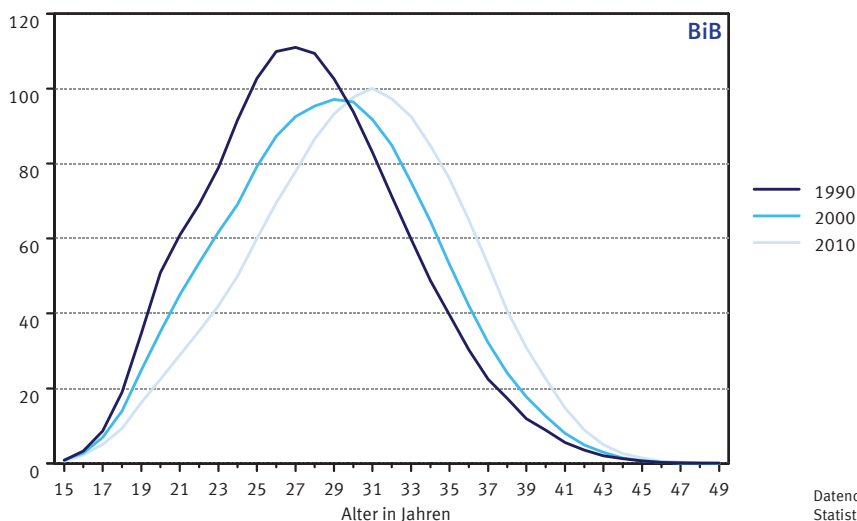
Methodische Erläuterung:

Altersspezifische Geburtenziffer: Die altersspezifische Geburtenziffer ist eine Kennziffer, die für ein Kalenderjahr die Geburten der Frauen im Alter x auf 1.000 Frauen des Alters x bezieht, die Berechnung erfolgt für alle einzelnen Altersjahre von 15 bis 49. Der Einfluss von Umfang und Altersstruktur sowohl der Bevölkerung insgesamt als auch der Frauen im gebärfähigen Alter werden damit ausgeschlossen. Die altersspezifischen Geburtenziffern für die einzelnen Altersjahre lassen sich nach Altersgruppen zusammenfassen, die Summe aller Altersjahre ergibt die zusammengefasste Geburtenziffer.

Abb. 6

Altersspezifische Geburtenziffern in Deutschland, 1990, 2000 und 2010

Lebendgeborene je 1.000 Frauen des jeweiligen Alters



Zu Abb. 6:

Seit 1990 haben sich die altersspezifischen Geburtengipfel in ein späteres Lebensalter verlagert. Im jüngeren Alter aufgeschobene Geburten wurden später nachgeholt. Hinter konstanten Geburtenraten sind dynamische altersspezifische Veränderungsprozesse verborgen.

sind auch kein historisch neuartiges Phänomen. Bereits im Jahr 1850 betrug die Nichteheleichenquote in Deutschland 12,1 %. Die niedrigsten je gemessenen Werte finden sich in den 1960er Jahren (1966: 5,7 %). Am Ende der Nachkriegszeit hatte die auf der Ehe basierende Familie, häufig als Kern- oder Normalfamilie bezeichnet, ihre Blütezeit, die durch den Biografieverlauf „Partnerschaft – Eheschließung – Geburt der Kinder“ gekennzeichnet war und zu niedrigen Nichteheleichenquoten führte. Danach setzte ein kontinuierlicher Anstiegstrend ein, der Ausdruck eines universellen Modernisierungsprozesses mit einer Abschwächung des Zusammenhangs von Ehe und Elternschaft ist.

Im Jahr 2010 sind in Deutschland 33,3 % aller Kinder von unverheirateten Müttern zur Welt gebracht worden (Abb. 7). Auffällig sind die enormen Unterschiede zwischen West- (27,0 %) und Ostdeutschland (61,2 %) jeweils ohne Berlin. Auch im europäischen Vergleich ist der im Osten Deutschlands erreichte Wert außerordentlich hoch. Seit den 1960er Jahren ist damit die Schere zwischen beiden Regionen Deutschlands sehr weit auseinandergegangen.

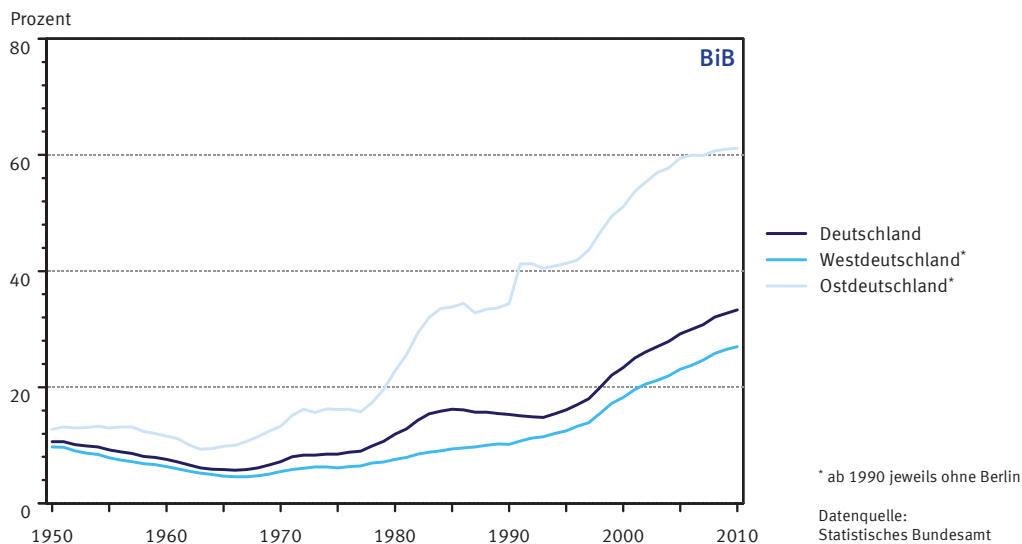
Für diese Situation sind verschiedene Ursachen anzunehmen. Erstens sind die Anteile der nicht-

ehelichen Geburten im Osten Deutschlands schon immer höher als im Westen. Dies wird mit einem geringeren Anteil an katholischer Bevölkerung und der damit verbundenen höheren Akzeptanz nichtehelicher Geburten begründet. Daneben ist die familienpolitische Situation zu Zeiten der DDR zu beachten, wo Alleinerziehende sozialpolitisch gefördert worden sind. Dies hat zu einem Vorziehen der Geburt vor die Eheschließung geführt. Schließlich ist zu bedenken, dass Frauen in den neuen Ländern häufiger erwerbstätig sind und infolgedessen eine höhere ökonomische Selbständigkeit erreicht haben.

Die Geburt eines Kindes hat also nicht zwangsläufig eine Eheschließung als Voraussetzung. Aber auch für die aktuelle Situation in den neuen Ländern ist anzunehmen, dass häufig nach der Geburt des Kindes geheiratet wird. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass auch in Ostdeutschland das verheiratete Paar mit Kind die am häufigsten vorkommende Lebensform ist und der Anteil an Eheschließungen mit gemeinsamen vorehelichen Kindern in Ostdeutschland etwa doppelt so hoch ist wie im Westen.

Anteile nichtehelicher Geburten in Deutschland und in West- und Ostdeutschland, 1950 – 2010 (%)

Abb. 7



Zu Abb. 7:
 Seit den 1970er Jahren steigt der Anteil der Kinder, die von unverheirateten Frauen zur Welt gebracht werden. Der Anstieg hat sich in den ostdeutschen Bundesländern erheblich schneller vollzogen als in den westdeutschen.



3. Lebensformen

Die deutsche Fertilitätssituation lässt sich besser verstehen, wenn der Zusammenhang von Lebensform und generativem Verhalten in die Analysen einbezogen wird. Daher wird zunächst generell auf die Struktur der Lebensformen und ihre Differenzierung eingegangen, bevor dann im Abschnitt zu den sozialstrukturellen Unterschieden die Verknüpfung von Lebensform und generativem Verhalten betrachtet wird.

Partnerschaftliche Lebensformen sind zu einem entscheidenden Differenzierungsmerkmal des generativen Verhaltens geworden und eng mit dessen Wandel verbunden. Der allgemeine Trend des Wandels der Lebensformen lässt sich am besten als Umverteilungsprozess zwischen schon seit längerem existierenden Lebensformen beschreiben, der von einem Bedeutungsrückgang ehelicher und einem Bedeutungszuwachs nichtehelicher Lebensformen geprägt ist. Konkrete Merkmale sind beispielsweise der Rückgang der Mehrkindfamilie, steigende Kinderlosigkeit, eine wachsende Zahl an Paaren, die unverheiratet bleiben oder eine Beziehung mit getrennten Haushalten führen. Neue, bislang unbekannte Lebensformen sind in diesem Prozess nicht

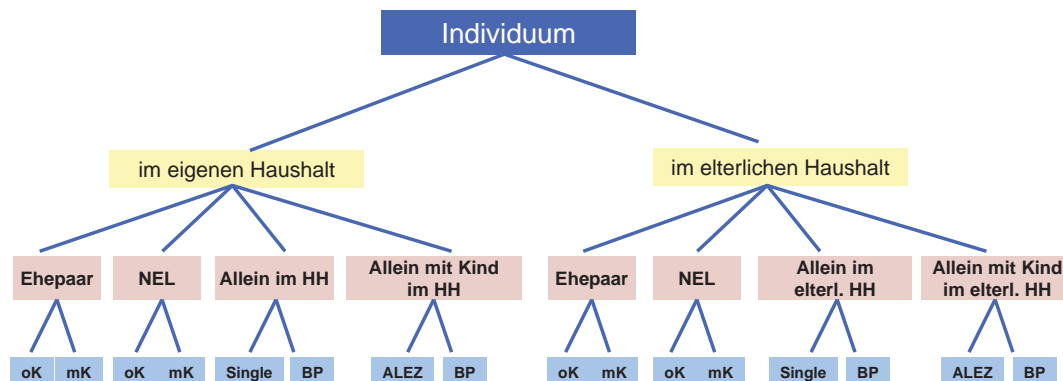
entstanden, es kann also nicht von einer weitreichenden Pluralisierung ausgegangen werden. Aus der familiensoziologischen Sicht wird der Wandel der Lebensformen mit den Begriffen der Individualisierung, der Deinstitutionalisierung von Ehe und Familie oder der Polarisierung der Lebensformen bezeichnet und flankierend mit dem Wandel der Geschlechterbeziehungen oder der Rolle des Kindes in der Familie in Verbindung gebracht.

Methodische Erläuterung:

Lebensformen: Unter Lebensform werden die Muster des (Zusammen-)Lebens von Paaren und Alleinlebenden mit oder ohne Kind(er) verstanden. Lebensformen können anhand einer Vielzahl von Kriterien gebildet werden. In Schema 1 werden zur Konstruktion einer möglichen Typologie der Lebensformen vier Kriterien herangezogen: Erstens der Bezug zur Ehe (verheiratet, nicht verheiratet), zweitens die Partnersituation (allein oder mit einem Partner leben), drittens die Kindersituation (Kinder haben bzw. kinderlos sein) und viertens die Haushaltssituation (eigener Haushalt oder elterlicher Haushalt, im Haushalt zusammen bzw. in getrennten Haushalten leben).

Grundstruktur der Lebensformen

Schema 1



Abkürzungen: NEL-Nichteheliche Lebensgemeinschaft, HH-Haushalt, BP-Bilokale Paarbeziehung, oK-ohne Kind, mK-mit Kind(ern), ALEZ-Alleinerziehende

Bevor der Zusammenhang von Lebensformen und generativem Verhalten dargestellt wird, soll eine Übersicht zu den wichtigsten Lebensformen gegeben werden. Schema 1 zeigt eine mögliche Struktur der Lebensformen nach vier Merkmalen (siehe methodische Erläuterung), die durchaus noch durch Kriterien wie leibliche Elternschaft (das Entstehen von Stieffamilien), die Zahl der Kinder oder den Generationenbezug erweiterbar ist. Allein nur durch das Einbeziehen der hier verwendeten Merkmale können 16 Lebensformen unterschieden werden. Empirisch kann eine solche Vielfalt nur schwerlich abgebildet werden, sei es, weil die erforderlichen Variablen nicht erhoben wurden oder die Fallzahlen in Surveys zu klein sind. Die nachfolgenden Dar-

stellungen beruhen auf den Daten des Mikrozensus 2008¹ oder des Generations and Gender Surveys.

Daten des Mikrozensus

In einer auf die wichtigsten Lebensformen fokussierten Auswertung des Mikrozensus wurden anhand der Merkmale Ehe, Partnersituation und Kinderzahl zwölf verschiedene Formen identifiziert. Trotz des viel diskutierten Wandels der Lebensformen um das Thema Bedeutungsverlust der Ehe ist das verheiratete Paar mit Kind(ern) immer noch die am häufigsten gewählte Lebensform in Deutschland. Betrachtet man die Lebensformen der Frauen in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 für Deutschland, dann ist festzustellen, dass 60,6 % dieser Jahrgangsguppe verheiratet sind und auch Kinder haben (Tab. 1). Bei einem Anteil kinderloser Ehen von 7,7 % sind insgesamt 68,3 % verheiratet. 21,9 % leben ohne Partner im Haushalt. Das bedeutet nicht, dass die Frauen wirklich Single im Sinn von partnerlos sind, da im Mikrozensus nicht nach bilokalen Paarbeziehungen (Paare mit getrennten Haushalten) gefragt wird. 23,8 % der Frauen dieser Geburtsjahrgänge sind kinderlos, die Mehrheit davon lebt ohne Partner im Haushalt. Eine

Tab. 1

Lebensformen von Frauen in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 in Deutschland (%)

Lebensformen	Kinderzahl				Summe (Zeilen)
	0	1	2	3+	
Ehe	7,7	16,4	30,8	13,4	68,3
NEL	3,7	3,0	2,3	0,7	9,7
Ohne Partner im Haushalt	12,4	7,1	1,7	0,7	21,9
Summe (Spalten)	23,8	27,5	36,7	14,9	100,0

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

¹ Im Mikrozensus 2008 wurde nicht nur die Frage nach der Zahl der im Haushalt lebenden Kinder, sondern auch nach der Zahl der geborenen Kinder gestellt. Diese Frage ist nicht in jedem Mikrozensus enthalten, sie wird das nächste Mal im Jahr 2012 erhoben.

nichteheliche Lebensgemeinschaft haben 9,7 % als Lebensform gewählt.

Betrachtet man die Lebensformen im Einzelnen, so kommt mit 30,8 % das verheiratete Paar mit 2 Kindern am häufigsten vor. Die zweithäufigste Lebensform ist das Ehepaar mit nur einem Kind (16,4 %), gefolgt von den Ehepaaren mit 3 und mehr Kindern (13,4 %). Die vierthäufigste Lebensform sind dann mit 12,4 % bereits diejenigen, die allein und kinderlos in einem Haushalt leben.

Es besteht nach diesen Ergebnissen nach wie vor ein enger Zusammenhang von Ehe und Kinder haben, nicht unbedingt aber von Ehe und Geburt der Kinder. Daneben kommt in partnerlosen Lebensformen Kinderlosigkeit weitaus häufiger vor. Ebenso sind für die Struktur der Lebensformen die deutlichen sozialstrukturellen und regionalen Unterschiede prägend. Diese werden einerseits anhand des Bildungsabschlusses ((Fach-)Hochschulabschluss, Promotion, Meister/Techniker versus keinen beruflichen Ausbildungsabschluss) und andererseits anhand der West-Ost-Differenzierungen dargestellt.

Hinsichtlich des beruflichen Ausbildungsabschlusses lassen sich folgende Besonderheiten feststellen (Tab. 2):

- › Die Lebensform Ehe wird in beiden sozialen Gruppen nahezu gleich oft gewählt (61,3 % bei den Hochqualifizierten, 65,2 % bei den Niedrigqualifizierten)
- › Die bei den Niedrigqualifizierten am häufigsten vorkommende Lebensform ist das verheiratete Paar mit drei und mehr Kindern. Bei den Hochqualifizierten sind es Verheiratete mit zwei Kindern.
- › Die Kombination Kinderlosigkeit und ohne Partner im Haushalt leben ist bei den Hochqualifizierten wesentlich häufiger anzutreffen als bei den Niedrigqualifizierten.
- › Der Anteil der Frauen, die ohne Partner im Haushalt leben, ist in beiden Gruppen mit 28,8 % (Hochqualifizierte) und 27,4 % (Niedrigqualifizierte) etwa gleich groß.

Beachtenswerte Unterschiede bestehen zwischen West- und Ostdeutschland (jeweils ohne Berlin (Tab. 3):

- › Der Anteil der Verheirateten ist im Westen mit 66,4 % etwas höher als im Osten (62,2 %).

Struktur der Lebensformen bei hoch und niedrig qualifizierten Frauen in Deutschland, Geburtsjahrgänge 1965 – 1969 (%)

Tab. 2

Lebensformen	Kinderzahl				Summe (Zeilen)
	0	1	2	3+	
Hochqualifizierte ¹⁾					
Ehe	8,8	14,7	27,3	10,5	61,3
NEL	4,6	2,7	1,9	0,6	9,9
ohne Partner	17,9	5,9	4,0	1,1	28,8
Summe (Spalten)	31,3	24,3	35,2	12,2	100,0
Niedrigqualifizierte ²⁾					
Ehe	6,1	10,4	23,8	24,9	65,2
NEL	2,0	2,0	1,8	1,6	7,5
ohne Partner	9,3	6,3	6,3	5,4	27,4
Summe (Spalten)	17,4	19,8	33,9	31,9	100,0

¹⁾ Hochqualifizierte: Akademischer Abschluss, Meister/Techniker

²⁾ Niedrigqualifizierte: Haupt- und Realschulabschluss, Polytechn. Oberschule, ohne Abschluss

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

Struktur der Lebensformen von Frauen in West- und Ostdeutschland, Geburtsjahrgänge 1965 – 1969 (%)

Tab. 3

Lebensformen	Kinderzahl				Summe (Zeilen)
	0	1	2	3+	
Westdeutschland					
Ehe	7,9	14,6	29,9	13,9	66,4
NEL	3,8	2,2	1,6	0,7	8,4
ohne Partner	12,4	6,1	4,7	2,2	25,3
Summe (Spalten)	24,1	23,9	38,2	16,8	100,0
Ostdeutschland					
Ehe	4,1	22,2	28,1	7,9	62,2
NEL	1,8	5,4	5,2	1,1	13,6
ohne Partner	6,1	8,8	6,6	2,7	24,2
Summe (Spalten)	12,0	37,4	41,8	11,8	100,0

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

- › Die jeweils am häufigsten vorkommende Lebensform ist das verheiratete Paar mit zwei Kindern (Westdeutschland: 29,9 %, Ostdeutschland: 28,1 %).
- › In Ostdeutschland ist die Familie mit nur einem Kind weiter verbreitet als in Westdeutschland.
- › Im Westen ist der Anteil der Frauen höher, die ohne Partner und ohne Kinder im Haushalt leben.
- › Im Osten ist die Verknüpfung von Ehe und Kinder haben schwächer ausgeprägt. Die Anteile der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern und der Frauen ohne Partner aber mit Kindern im Haushalt sind höher als in Westdeutschland.

Daten des Generations and Gender Surveys²

Werden auf der Basis eines erweiterten Konzepts anhand der Daten des Generations and Gender Survey (GGG) die bilokalen Paarbeziehungen (BP, unter bilokalen Paarbeziehungen werden Paare verstanden, die in getrennten Haushalten leben) mit

einbezogen, ergibt sich die in Tabelle 4 dargestellte Struktur. Betrachtet man diese Struktur zunächst über alle im GGS vertretenen Altersjahre, dann hat die BP eine ähnliche Bedeutung wie die nichtehelichen Lebensgemeinschaften. 7,3 % leben in einer BP, 8,1 % sind eine nichteheliche Lebensgemeinschaft eingegangen. Die am häufigsten vorkommende Lebensform sind mit 56,4 % verheiratete Paare, die zweithäufigste sind Singles mit 28,2 %. Es finden sich allerdings starke Differenzierungen nach dem Alter. Die BP ist eindeutig die Lebensform jüngerer Menschen, kommt aber in allen Altersgruppen vor. Bei den unter 30-Jährigen ist es nach den Singles (43,9 %) mit 20,0 % die zweithäufigste Lebensform. Partnerschaftliche Lebensformen mit gemeinsamer Haushaltsführung spielen in dieser Altersgruppe noch eine untergeordnete Rolle. Mit zunehmendem Alter wird dann die Ehe zur wichtigsten Lebensform. Die BP verliert in den mittleren Altersjahren deutlich an Bedeutung, ist mit 6,9 % die am seltensten gewählte Lebensform. Die Ehe wird dann mit einem Anteil von 64,7 % zur wichtigsten Lebensform. Der Singleanteil bleibt mit 19,4 % relativ hoch, allerdings ist hier zu beachten, dass dazu auch die Alleinerziehenden zählen, da die Dimension Elternschaft an dieser Stelle ausgeblendet ist. Bei den älteren Befragten (50 – 70 Jahre) verlieren Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaft an Bedeutung. Vor allem das Alleinleben und die bilokalen Paarbeziehungen werden wieder häufiger.

² Der Generations and Gender Survey (GGG) ist eine international vergleichende Paneluntersuchung mit dem Ziel, aktuelle Daten zu Familienbeziehungen in Industrieländern zu gewinnen. Im Mittelpunkt der Bevölkerungsumfrage steht die Untersuchung der wesentlichen Faktoren – einschließlich der politischen Interventionen – zur Erklärung von Fertilität, Partnerschaftsentwicklung und Generationenbeziehungen. Der GGS wurde in Deutschland erstmals im Jahr 2005 im Auftrag des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung durch TNS Infratest Sozialforschung durchgeführt. Dazu sind ca. 10 Tsd. Personen befragt worden.

Struktur der Lebensformen in Deutschland im Generations and Gender Survey nach Altersgruppen (%)

Tab. 4

Lebensformen	Insgesamt	Altersgruppen (Jahre)		
		unter 30	30 – 49	50 – 70
Single	28,2	43,9	19,4	30,4
Bilokale Paarbeziehung	7,3	20,0	6,9	9,8
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	8,1	17,8	9,0	3,5
Ehe	56,4	18,3	64,7	56,3
Insgesamt	100,0	100,0	100,0	100,0

Datenquelle: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Generations and Gender Survey 2005, 1. Welle



4. Sozialstrukturelle Unterschiede im generativen Verhalten

Deutschland ist ein Niedrig-Fertilitäts-Land mit relativ großen sozialstrukturellen Unterschieden in den Fertilitätsmustern. Das zeigen die nachfolgenden Analysen nach Lebensformen, beruflichen Bildungsabschlüssen, Erwerbssituation sowie Migrationshintergrund und Migrationserfahrung.

Lebensformen und generatives Verhalten

Wie die Lebensformen selbst, so unterscheiden sich in Deutschland auch die paritätsspezifischen Fertilitätsmuster und die durchschnittlichen Kinderzahlen nach Lebensformen erheblich. Basis der Betrachtungen sind wiederum die Frauen in den Geburtsjahrgängen 1965 bis 1969 auf der Basis des Mikrozensus (Tab. 5). Die durchschnittliche Kinderzahl in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 beträgt 1,41. Allgemein ist für Deutschland festzustellen, dass Kinder haben und Verheiratetsein noch immer eng zusammengehören. Die verheirateten Frauen dieser Jahrgänge haben durchschnittlich 1,73 Kinder zur Welt gebracht. Die Kinderlosigkeit ist mit 11,3 % außerordentlich gering. Basiert die Partnerschaft wie in nichtehelichen Lebensgemeinschaften nicht auf einer Ehe, verringert sich die Zahl der geborenen Kinder auf 1,01 und die Kinderlosigkeit steigt auf 37,7 %. Es dominieren Kinderlosigkeit und Einkindfamilien. Das gilt auch, nur extremer, für die Frauen, zu deren Haushalt kein Partner gehört. Die durchschnittliche Kinderzahl beträgt dann nur noch 0,58 und die Kinderlosigkeit wächst auf 56,6 % an.

Darüber hinaus existieren im Zusammenspiel von Lebensform und Fertilität wiederum West-Ost-Besonderheiten. Auf die Tatsache ähnlicher durchschnittlicher Kinderzahlen, die aber aufgrund spezifischer Paritätsverteilungen zustandekommen, wurde bereits verwiesen. Unterschiede lassen sich aber nicht nur bei der Paritätsverteilung, sondern auch nach der Lebensform und somit in der Kombination von Lebensform und Parität feststellen. Unter diesem Blickwinkel werden die meisten Kinder von verheirateten Frauen zur Welt gebracht. Das gilt für das frühere Bundesgebiet ebenso wie für die neuen Länder, wobei die verheirateten Frauen im früheren Bundesgebiet mit durchschnittlich 1,75 die meisten Kinder haben (Tab. 6). Hinter dem Durchschnitt verbirgt sich eine für das frühere Bundesgebiet völlig untypische Paritätsverteilung

mit einer sehr niedrigen Kinderlosigkeit von 11,9 % und überaus hohen Anteilen von Frauen mit 3 oder mehr Kindern (21,0 %). Die verheirateten Frauen in den neuen Ländern haben mit einem Wert von 1,64 weniger Kinder bei einer stark abweichenden Paritätsverteilung bekommen. Die Kinderlosigkeit ist mit 6,5 % sogar noch niedriger als bei den westdeutschen Frauen, es sind aber auch die Anteile der Frauen mit 3 und mehr Kindern niedriger. Der Zusammenhang von Elternschaft und Ehe besteht vor allem im Westen fort, er ist auch für den Osten noch gegeben, realisiert sich zum einen über vergleichsweise sehr hohe Anteile von verheirateten Frauen mit nur einem Kind (West: 22,0 %, Ost: 35,6 %). Zum anderen ist der Zusammenhang von Ehe und Elternschaft im Osten dadurch gelockert, dass zu den nichtehelichen Lebensformen mehr

Durchschnittliche Kinderzahl und Paritätsverteilung in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 nach der Lebensform in Deutschland (%/durchschnittliche Kinderzahl)

Tab. 5

Lebensformen	Kinderzahl				Summe	Durchschn. Kinderzahl
	0	1	2	3+		
Ehe	11,3	24,1	44,9	19,7	100,0	1,73
NEL	37,7	30,8	23,8	7,7	100,0	1,01
ohne Partner im HH	56,6	32,4	7,6	3,4	100,0	0,58

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

Durchschnittliche Kinderzahl und Paritätsverteilung in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 nach der Lebensform in West- und Ostdeutschland (%/durchschnittliche Kinderzahl)

Tab. 6

Lebensformen	Kinderzahl				Summe	Durchschn. Kinderzahl
	0	1	2	3+		
Westdeutschland						
Ehe	11,9	22,0	45,1	21,0	100,0	1,75
NEL	45,8	26,9	19,3	8,0	100,0	0,90
ohne Partner im HH	49,0	24,0	18,4	8,6	100,0	0,87
Ostdeutschland						
Ehe	6,5	35,6	45,1	12,7	100,0	1,64
NEL	13,3	40,0	38,3	8,3	100,0	1,42
ohne Partner im HH	25,2	36,4	27,1	11,2	100,0	1,24

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

Kinder gehören und Kinderlosigkeit seltener ist. Frauen im früheren Bundesgebiet in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft oder ohne Partner im Haushalt lebend haben im Durchschnitt 0,90 bzw. 0,87 Kinder. Die niedrigen Werte erklären sich vor allem über die hohe Kinderlosigkeit von 45,8 bzw. 49,0 %. Im Osten ist die Kinderlosigkeit mit 13,3 bzw. 25,2 % bedeutend niedriger. In nichtehelichen Lebensgemeinschaften sind durchschnittlich 1,42 Kinder geboren worden, Frauen ohne einen Partner im Haushalt hatten im Durchschnitt 1,24 Kinder.

Paare mit getrennter Haushaltsführung sind anhand der Daten des Mikrozensus nicht auffindbar. Daher werden für die folgenden Darstellungen wieder die Ergebnisse des Generations and Gender Surveys genutzt. Bilokale Partnerschaften verfügen vor allem wegen der teilweise sehr großen Entfernungen zwischen den Haushalten über eine ganze Reihe an Besonderheiten in der privaten Lebensführung. Dazu zählen beispielsweise seltenere persönliche Kontakte, eine höhere Instabilität, zum Teil getrennte Freundeskreise, die Freiwilligkeit bzw. Unfreiwilligkeit des Entstehens der Lebensform und eben auch niedrigere Kinderzahlen sowie kaum vorhandene Kinderwünsche. Zusammenlebende Paare haben eine sehr viel größere Chance auf Elternschaft. Von den Frauen in der Altersgruppe 30 – 39 Jahre, die in einer bilokalen Partnerschaft leben, haben 56,7 % keine Kinder (Tab. 7). Einen ähnlich hohen Wert (49,7 %) verzeichnen noch die Singles. Dementsprechend selten sind Frauen, die 2 oder mehr Kinder geboren haben. In nichtehelichen Lebensgemeinschaften erreicht die vorläufige Kinderlosigkeit mit 41,5 % einen ebenfalls sehr ho-

hen Wert, während verheiratete Frauen mit 11,2 % selten kein Kind haben.

Werden die Lebensformen der Männer betrachtet, bietet sich ein noch kontrastreicheres Bild. Dann sind es sogar 84,4 % derjenigen in einer bilokalen Partnerschaft, die keine Kinder haben. Die Kinderlosigkeit bei alleinlebenden Männern zeigt mit 78,9 % einen Wert auf einem vergleichbar hohen Niveau. Nur bei den verheirateten Männern ist die Kinderlosigkeit mit 17,9 % deutlich niedriger und der Anteil derjenigen mit zwei und mehr Kindern mit 50,8 % sehr hoch. Männer sind generell aufgrund der niedrigeren Erstheiratshäufigkeit häufiger kinderlos als Frauen.

Hinsichtlich Kinderzahl und Kinderwunsch unterscheiden sich die Frauen und Männer, die eine bilokale Partnerschaft eingegangen sind, kaum von den Singles.

Darin kommt einerseits der individualistisch geprägte Hintergrund des Entstehens von bilokalen Partnerschaften zum Ausdruck. Bilokale Partnerschaften sind Distanzbeziehungen, in denen partnerbindende Elemente weniger erwünscht sind. Andererseits besteht ein Teil der bilokalen Partnerschaften als Fernbeziehung mit relativ großen Entfernungen zwischen den Haushalten und entsprechend selteneren gegenseitigen Besuchen. Derjenige, in dessen Haushalt das Kind lebt, würde im Alltagsleben wie ein Alleinerziehender agieren, woraus sich ebenfalls die niedrigen Kinderzahlen und Kinderwünsche erklären.

Tab. 7

Frauen und Männer in Deutschland nach Lebensformen und Kinderzahlen in der Altersgruppe 30 – 39 Jahre (%)

Lebensform	Kinderzahlen			Kinderzahlen		
	0	1	2+	0	1	2+
	Frauen			Männer		
Single	49,7	31,3	19,0	78,9	11,8	9,3
Bilokale Partnerschaft	56,7	19,4	23,9	84,4	9,4	6,2
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	41,5	32,1	26,4	66,9	19,4	13,7
Ehe	11,2	29,3	59,5	17,9	31,3	50,8

Datenquelle: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Generations and Gender Survey 2005, 1. Welle

Berufliche Bildung

Zwischen beruflicher Bildung und vorhandener Kinderzahl besteht ein sehr enger Zusammenhang. Es gilt: Je niedriger der berufliche Ausbildungsabschluss ist, desto mehr Kinder haben die Frauen zur Welt gebracht (Tab. 8). Frauen in Deutschland ohne beruflichen Abschluss erreichen eine durchschnittliche Kinderzahl von 1,78. Der Anteil kinderloser Frauen ist mit 17,4 % niedrig, während der mit drei oder mehr Kindern mit 31,9 % außerordentlich hoch ausfällt. Frauen mit einer Lehr- oder Anlernausbildung bzw. mit einem Abschluss als Meister oder Techniker oder einem gleichwertigen Fachschulabschluss weisen mit durchschnittlichen Kinderzahlen von 1,44 bzw. 1,40 ein generatives Verhalten auf, das in etwa dem statistischen Durchschnitt in Deutschland entspricht. Die Fertilitätsmuster hochqualifizierter Frauen weichen von denen der niedriger qualifizierten deutlich ab. Die realisierte Kinderzahl ist mit 1,28 erheblich niedriger und sie sind mit 29,9 % häufiger kinderlos. Ein Teil der deutschen Niedrig-Fertilitäts-Situation lässt sich somit aus dem niedrigen Geburtenniveau bei den Hochqualifizierten erklären. Insbesondere ist die hohe Kinderlosigkeit als verursachend anzunehmen. In einer aktuellen Veröffentlichung kann Martin Bujard (2012: 9) auf einen sich abzeichnenden Wandel hinweisen. „Die Geburtenraten sind bei Akademikerinnen in Bewegung: Der etwa bis kurz nach der Schwelle zum 21. Jahrhundert reichende Rückgang der geschätzten endgültigen Kinderzahl der 34-jährigen Akademikerinnen ist in den letzten Jahren gestoppt. Die Daten deuten sogar für West- und Ostdeutschland einen minimalen Anstieg an,

dessen Nachhaltigkeit gegenwärtig jedoch noch nicht beurteilt werden kann.“

Die Aussagen zur besonderen Situation hochqualifizierter Frauen gelten vor allem für das frühere Bundesgebiet. Deren durchschnittliche Kinderzahl beläuft sich auf 1,24, der Anteil kinderloser Frauen auf 33,2 %. Dieser Wert ist deutlich niedriger als der Anteil, der auf der Basis der Zahl der im Haushalt lebenden Kinder geschätzt wurde (ca. 40 %). Die Fertilitätssituation in den ostdeutschen Bundesländern ist weniger durch ausbildungsbedingte Differenzierungen gekennzeichnet. Auch die Hochqualifizierten sind durch ein für Deutschland eher durchschnittliches Fertilitätsmuster gekennzeichnet. Ihre Kinderzahl ist mit 1,51 relativ hoch und der Anteil der Frauen ohne Kinder ist mit 15,3 % sehr niedrig. Die hochqualifizierten Frauen in Ostdeutschland folgen danach eher dem für die ostdeutschen Bundesländer typischen Muster als dem der Gleichqualifizierten im Westen. Die bessere Vereinbarkeit durch flächendeckende ganztägige Infrastruktur im Osten dürfte sich hier ausgewirkt haben.

Paarspezifische Erwerbssituation

Auch die paarspezifischen Erwerbssituationen führen in West- und Ostdeutschland zu beachtlichen Differenzierungen im generativen Verhalten und stellen einen entscheidenden Ansatzpunkt dar, um die innerdeutschen Unterschiede zu erklären. Werden die Erwerbssituationen anhand des Arbeitsumfangs (Vollzeit, Teilzeit, nicht erwerbstätig) gebildet, können die Fertilitätsmuster in einer ganzen Reihe verschiedener Kombinationen analysiert werden, von denen jeweils 5 in Tabelle 9

Frauen nach durchschnittlicher Kinderzahl, Paritätsverteilung und beruflichem Ausbildungsabschluss in Deutschland, Geburtsjahrgänge 1965 – 1969 (%/durchschnittliche Kinderzahl)

Tab. 8

Beruflicher Ausbildungsabschluss	Kinderzahl				Summe	Durchschn. Kinderzahl
	0	1	2	3+		
Ohne beruflichen Abschluss	17,4	18,8	31,9	31,9	100,0	1,78
Lehr- oder Anlernausbildung	21,7	26,4	38,3	13,6	100,0	1,44
Meister, Techniker*	22,6	28,4	35,6	13,4	100,0	1,40
(Fach-)Hochschulabschluss, Promotion	29,9	24,8	32,5	12,8	100,0	1,28

*bzw. gleichwertiger Abschluss
 Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

enthalten sind. Die Ergebnisse lassen sich in zwei Aussagen bündeln: Erstens unterscheiden sich im früheren Bundesgebiet die Fertilitätsmuster von Frauen in einer Vollzeitbeschäftigung von denen der Frauen, die Teilzeit oder nicht erwerbstätig sind. Vollzeitbeschäftigung korrespondiert bei Frauen mit einer hohen Wahrscheinlichkeit, kinderlos zu sein. Arbeiten beide Partner Vollzeit, sind 46,6 % der Frauen kinderlos. Familien mit 3 oder mehr Kindern sind hingegen selten, beispielsweise beträgt ihr Anteil in der Kombination beide in Vollzeit nur 8 %. Dagegen ist bei traditionellen Modellen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, d.h. Vollzeitbeschäftigung des Mannes und Teilzeit oder Nichterwerbstätigkeit der Frau, Kinderlosigkeit außerordentlich selten und der Anteil von Familien mit 3 und mehr Kindern sehr hoch.

In den ostdeutschen Bundesländern kommt diese Differenzierung dagegen nicht vor. Kinderlosigkeit ist in allen Kombinationen der Arbeitsteilung niedrig und der Anteil der Ein-Kind-Familien ist jeweils höher. So sind Frauen in der Kombination beide Partner in Vollzeit nur zu 8,3 % kinderlos (Westdeutschland: 46,6 %). Letztlich unterscheiden sich die Fertilitätsmuster der Frauen in einer Vollzeitbeschäftigung nicht von denen in anderen Erwerbsformen. Eine der wichtigen Schlussfolgerungen lautet daher, dass eine der Bedingungen

für einen zukünftigen Geburtenanstieg die Auflösung des Zusammenhangs von Kinderlosigkeit und Vollzeitbeschäftigung der Frau im früheren Bundesgebiet ist.

Migrationshintergrund und Migrationserfahrung

Wer über einen Migrationshintergrund verfügt, hat im Durchschnitt mehr Kinder, ist seltener kinderlos und hat häufiger drei oder mehr Kinder geboren. Die Bevölkerung mit Migrationshintergrund ist jedoch in ihrem Fertilitätsverhalten keineswegs als homogen anzusehen. So kennzeichnet die türkischen Frauen ein komplett anderes Fertilitätsmuster als es beim Durchschnitt der Frauen mit Migrationshintergrund zu finden ist.

Frauen der Geburtsjahrgänge 1965 – 1969 ohne Migrationshintergrund haben 1,41 und Frauen mit Migrationshintergrund durchschnittlich 1,88 Kinder geboren. Deutliche Abweichungen bei unterschiedlichen Kinderzahlen gehen immer mit Besonderheiten in der Paritätsverteilung einher. Folgende Unterschiede sind typisch (Abb. 8):

› *Frauen ohne Migrationshintergrund sind deutlich häufiger kinderlos als Frauen mit einem Migrationshintergrund. In den Geburtsjahrgängen 1965 bis 1969 beträgt der Unterschied 24,6 zu 13,9 % (Abb. 8).*

Tab. 9

Männer	Erwerbsform			Vollzeit	Vollzeit
	Vollzeit	Teilzeit	Nicht erwerbstätig		
Frauen	Vollzeit	Vollzeit	Vollzeit	Teilzeit	Nicht erwerbstätig
Kinderzahl	Westdeutschland				
0	46,6	26,7	34,8	5,6	5,0
1	22,0	28,8	25,9	25,4	18,6
2	23,4	33,3	27,4	51,5	48,1
3+	8,0	11,2	11,9	17,4	28,3
	Ostdeutschland				
0	8,3	10,4	9,2	3,1	5,6
1	41,5	41,2	38,9	34,2	30,1
2	43,5	34,6	44,6	48,6	44,5
3+	6,7	13,7	7,2	14,1	19,9

Frauen nach der Kinderzahl in paarspezifischen Erwerbskombinationen in West- und Ostdeutschland in den Geburtsjahrgängen 1964 – 1968 (%)

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

Methodische Erläuterung:

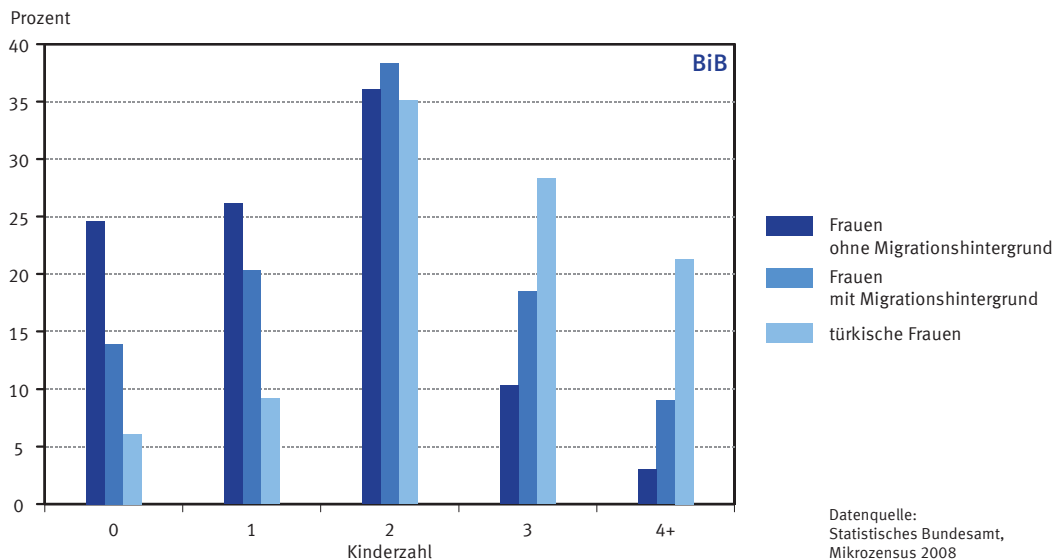
Personen mit Migrationshintergrund: Zu den Personen mit Migrationshintergrund gehören die ausländische Bevölkerung – unabhängig davon, ob sie im Inland oder im Ausland geboren wurde – sowie alle Zugewanderten unabhängig von ihrer Nationalität. Daneben zählen zu den Personen mit Migrationshintergrund auch die in Deutschland geborenen eingebürgerten Ausländer sowie eine Reihe von in Deutschland Geborenen mit deutscher Staatsangehörigkeit, bei denen sich der Migrationshintergrund aus dem Migrationsstatus der Eltern ableitet. Zu den letzteren gehören die deutschen Kinder (Nachkommen der ersten Generation) von Spätaussiedlern und Eingebürgerten und zwar auch dann, wenn nur ein Elternteil diese Bedingungen erfüllt, während der andere keinen Migrationshintergrund aufweist. Außerdem gehören zu dieser Gruppe seit 2000 auch die (deutschen) Kinder ausländischer Eltern, die die Bedingungen für das Optionsmodell erfüllen, d.h. mit einer deutschen und einer ausländischen Staatsangehörigkeit in Deutschland geboren wurden (Statistisches Bundesamt 2010).

- › Der Anteil der Frauen, die nur ein Kind geboren haben, ist ebenfalls in der Gruppe ohne Migrationshintergrund höher (Jahrgänge 1965 – 1969: 26,1 % (ohne), 20,3 % (mit)).
- › Die Unterschiede bei der Parität 2 sind außerordentlich gering. Frauen ohne Migrationshintergrund haben zu 36,0 % und Frauen mit zu 38,3 % zwei Kinder (Geburtsjahrgänge: 1965 – 1969).
- › Noch deutlicher als bei der Kinderlosigkeit fallen die Differenzen bei den Frauen aus, die drei oder mehr Kinder geboren haben. Es sind 27,5 % bei den Frauen mit und 13,3 % bei denen ohne Migrationshintergrund.

Die Besonderheiten in den Fertilitätsmustern der Gruppe mit Migrationshintergrund (Geburtsjahrgänge 1965 – 1969) mit dem niedrigen Anteil von durchschnittlich 13,9 % kinderloser Frauen und dem hohen Anteil von Frauen mit 3 und mehr Kindern (27,5 %) werden noch deutlicher, wenn nur das Fertilitätsverhalten der türkischstämmigen Bevölkerung in Deutschland betrachtet wird. In dieser Gruppe kommt Kinderlosigkeit mit 6,1 %

Kinderzahlen der Frauen ohne und mit Migrationshintergrund sowie türkischer Frauen in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 (in %)

Abb. 8



Zu Abb. 8:
Es bestehen deutliche Unterschiede in der Paritätsverteilung bei den Frauen ohne und mit Migrationshintergrund. Frauen mit einem Migrationshintergrund sind seltener kinderlos und haben häufiger drei oder mehr Kinder geboren. Für die türkischstämmigen Frauen gelten diese Aussagen in einem noch höheren Maß.

kaum vor, dagegen haben 50,0 % der Frauen 3 und mehr Kinder (Abb. 8). Die Gruppe mit Migrationshintergrund ist also keineswegs als homogen in ihrem Fertilitätsverhalten anzusehen. So finden sich beispielsweise bei der türkischen Bevölkerung noch stark traditionalistisch geprägte Fertilitätsmuster, während in anderen Nationalitätengruppen, etwa den aus Spanien oder Italien Zugewanderten, eine Annäherung an die deutschen Fertilitätsmuster stattgefunden hat.

Beim Vergleich zwischen den Frauen mit und ohne Migrationshintergrund wird in aller Regel eine Annäherung der Fertilitätsmuster vermutet. Die Zahlen des Mikrozensus 2008 bestätigen dies nicht. Für die Frauen mit Migrationshintergrund haben sich die durchschnittlichen Kinderzahlen der zwischen 1955 und 1968 Geborenen nur geringfügig verändert und auch die Paritätsverteilungen sind im Wesentlichen stabil geblieben. Die Frauen des Jahrgangs 1955 hatten im Durchschnitt 1,56 Kinder, im Jahrgang 1968 waren es 1,50. Zu beobachten sind leichte Anstiege bei der Kinderlosigkeit und geringfügige Rückgänge bei den Anteilen der Frauen, die vier und mehr Kinder haben. Bei den Frauen ohne Migrationshintergrund haben sich bei den gleichen Geburtsjahrgängen die durchschnittlichen Kinderzahlen von 1,43 auf 1,26 verringert. Entscheidend dafür ist der schnelle Anstieg der

Kinderlosigkeit. Letztlich sind die Fertilitätsmuster zwischen beiden Bevölkerungsgruppen weiter auseinandergedriftet.

Fertilitätsmuster nach der Kombination verschiedener Merkmale

Werden verschiedene sozialstrukturelle Merkmale kombiniert, hier beispielhaft an der Verknüpfung von Lebensform und beruflichem Ausbildungsabschluss gezeigt, differenzieren sie die Fertilitätsmuster weiter aus. Hinsichtlich dieser beiden Merkmale sind zwei generelle Zusammenhänge aufgefunden worden:

- › Je höher der Grad der Institutionalisierung einer Partnerschaft, desto höher ist die Geburtenzahl.
- › Je höher der berufliche Ausbildungsabschluss, desto weniger Kinder haben die Frauen zur Welt gebracht.

Beide Zusammenhänge verstärken zusammenwirkend ihre Effekte in die eine oder andere Richtung zu extremen Unterschieden in den Fertilitätsmustern (Tab. 10). Diese finden sich zwischen den verheirateten Frauen mit niedriger Bildung und den Frauen mit einer hohen Bildung, die ohne Partner im Haushalt leben. Die erste Gruppe hat im Durchschnitt 2,17 Kinder geboren, ist nur zu 7,4 % kinderlos, hat aber zu 40,4 % 3 oder mehr Kinder. Die zweite Gruppe realisierte nur eine durchschnittliche

Tab. 10

Lebensform	Kinderzahl				Durchschn. Kinderzahl
	0	1	2	3+	
Niedriger Bildungsstand ¹⁾					
Verheiratet	7,4	16,5	35,7	40,4	2,17
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	25,8	29,0	22,6	22,6	1,46
Allein im Haushalt lebend	33,9	22,3	22,3	21,5	1,36
Hoher Bildungsstand ²⁾					
Verheiratet	12,5	25,5	45,9	16,1	1,69
Nichteheliche Lebensgemeinschaft	46,9	31,3	21,9	...	0,75
Allein im Haushalt lebend	56,8	23,3	16,0	3,9	0,68

Durchschnittliche Kinderzahl und Paritätsverteilung in den Geburtsjahrgängen 1965 – 1969 nach dem Bildungsniveau und der Lebensform in Deutschland (%/durchschnittliche Kinderzahl)

1) Niedrigqualifizierte: Haupt- und Realabschluss, Poytechnische Oberschule, ohne Abschluss

2) Hochqualifizierte: Akademischer Abschluss, Meister/Techniker

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008

Kinderzahl von 0,68. Dieser niedrige Wert basiert auf einem Anteil kinderloser Frauen von 56,8 %, während nur 3,9 % der Frauen 3 oder mehr Kinder geboren haben.

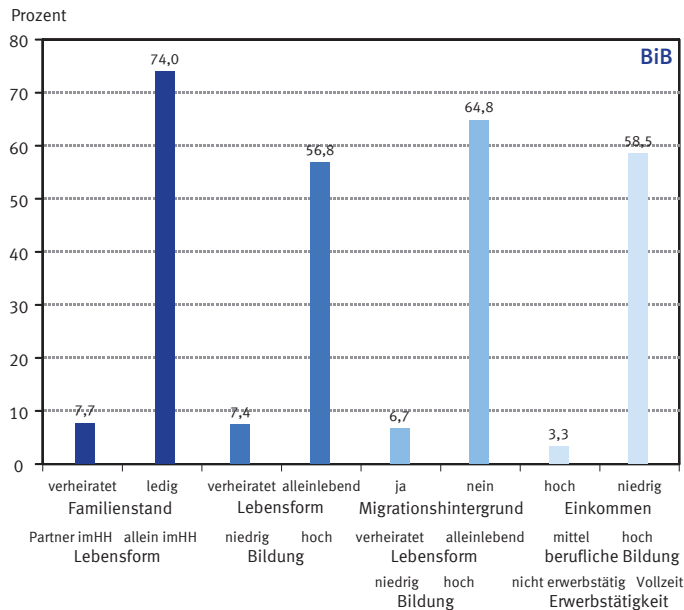
Dies sind bei weitem nicht die einzigen Beispiele für starke Differenzierungen im generativen Verhalten. Einige davon, dargestellt anhand der Kinderlosigkeit, sollen das verdeutlichen (Abb. 9):

- › Frauen im früheren Bundesgebiet unterscheiden sich erheblich bei der Kinderlosigkeit nach dem Familienstand und dem Zusammenleben mit einem Partner. Verheiratete Frauen, die mit ihrem Ehepartner zusammenleben, sind nur zu 7,7 % kinderlos, während der Anteil bei den Ledigen ohne Partner im Haushalte 74,0 % beträgt.
- › Verheiratete mit niedriger Bildung kennzeichnet eine extrem niedrige Kinderlosigkeit von 7,4 %. Bei Frauen, die allein ohne Partner im Haushalt leben und über eine hohe Bildung verfügen sind es hingegen 56,8 %.
- › In der Kombination von Migrationshintergrund, Familienstand und beruflichem Abschluss sind ebenfalls auffällige Unterschiede angelegt. Verheiratete Frauen mit einem Migrationshintergrund und ohne beruflichen Abschluss haben zu 6,7 % keine Kinder geboren. Bei den alleinlebenden Frauen ohne Migrationshintergrund mit einem hohen Bildungsabschluss sind es 64,8 %.

› Große Unterschiede werden auch dann sichtbar, wenn die sozialökonomische Situation nach den Merkmalen Einkommen, beruflicher Ausbildungsabschluss und Form der Erwerbstätigkeit zugrunde gelegt wird. Beispielsweise führen ein hohes Nettoäquivalenzeinkommen und eine mittlere Bildung in der Kombination mit einer Nichterwerbstätigkeit zu der außerordentlich niedrigen Kinderlosigkeit von 3,3 %. Ist bei einer Vollzeitwerbstätigkeit das Einkommen niedrig und der berufliche Abschluss hoch, erreicht die Kinderlosigkeit einen Wert von 58,5 %. Dies ist darauf zurückzuführen, dass einerseits die Kombination von hoher Bildung und Vollzeitwerbstätigkeit bereits mit einer hohen Kinderlosigkeit verknüpft ist. Wird im Haushalt ein niedriges Einkommen erzielt, verstärkt sich der Zwang zu einer Vollzeitwerbstätigkeit.

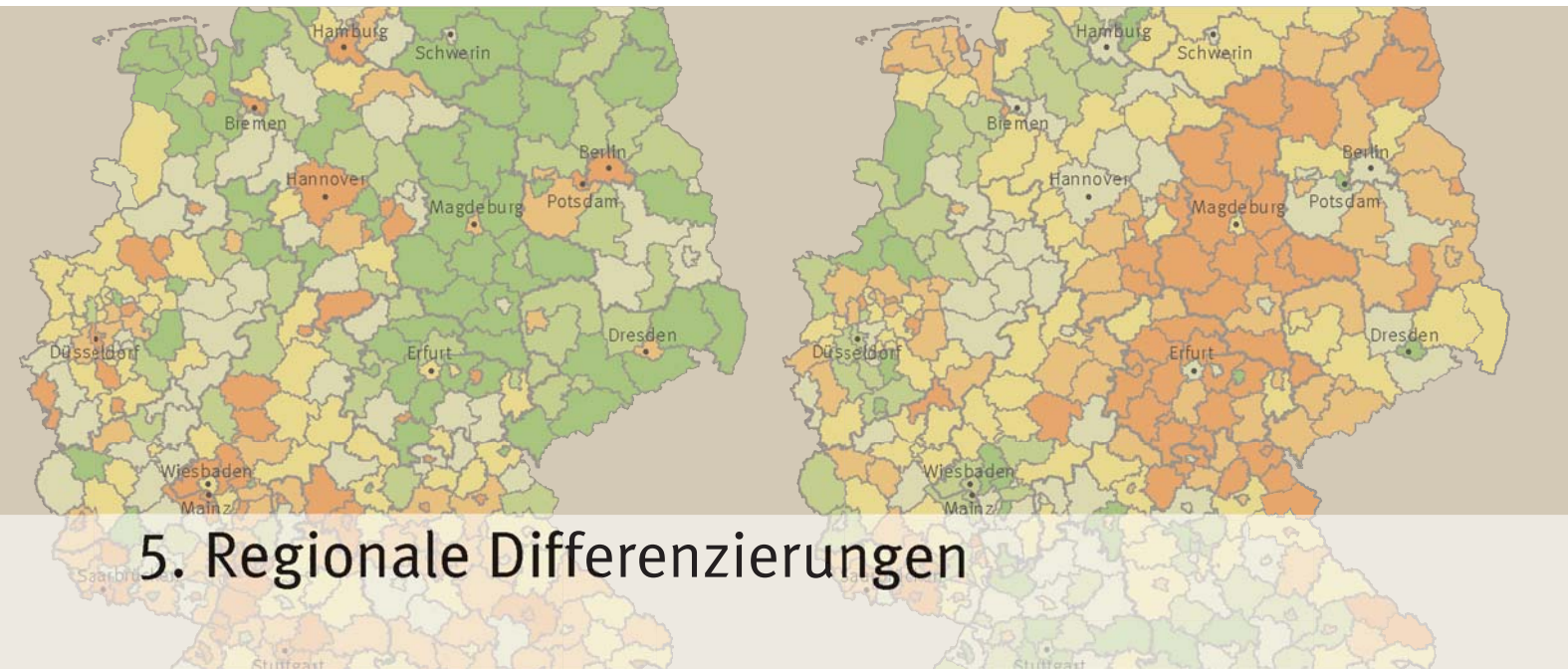
Unterschiede bei der Kinderlosigkeit von Frauen nach der Kombination verschiedener sozialstruktureller Merkmale in Westdeutschland, Geburtsjahrgänge 1965 – 1969 (%)

Abb. 9



Zu Abb. 9
In der Kombination verschiedener sozialstruktureller Merkmale wie dem Familienstand, der Bildung, dem Migrationshintergrund, dem Einkommen oder der Erwerbssituation entstehen extreme Unterschiede im Ausmaß von Kinderlosigkeit.

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus 2008



5. Regionale Differenzierungen

Die Fertilitätsmuster weisen deutschlandweit kein einheitliches Bild auf. Es gibt eine große regionale Vielfalt über den teils noch bestehenden Ost-West-Unterschied hinaus. Allgemein betrifft das vor allem einen Gegensatz zwischen Agglomerationsräumen und ländlichen Räumen, der wesentlich durch ein selektives Wanderungsverhalten geprägt ist. Für viele junge Frauen und Männer sind größere Städte als Wohnorte attraktiver im Hinblick auf Ausbildung, Arbeitsplatz und Freizeitmöglichkeiten. Die Gründung einer Familie steht häufig (noch) im Hintergrund. Ist sie geplant oder bereits geschehen, zieht es viele Stadtbewohner in das suburbane Umland. Die Wohnkosten sind hier niedriger und das Umfeld kinderfreundlich, während der Arbeitsplatz weiterhin gut erreichbar ist. Das Fertilitätsverhalten in ländlich-peripheren Regionen ist generell durch andere Rahmenbedingungen gekennzeichnet.

Niedrige Fertilität in Universitätsstädten

Bei der Betrachtung der zusammengefassten Geburtenziffer aller Kreise im Jahr 2009 zeichnet sich auf den ersten Blick kein klares räumliches Muster ab (Abb. 10). Viele dünn besiedelte periphere Regionen haben traditionell eine hohe Fertilität. Die

Spitze bilden die norddeutschen Landkreise Cloppenburg in Niedersachsen (1,70), Schleswig-Flensburg in Schleswig-Holstein (1,60) sowie Demmin in Mecklenburg-Vorpommern (1,59). Andere ländliche Kreise im Saarland, in Nordbayern und im Zentrum Deutschlands weisen dagegen eine niedrige Fertilität auf. Das Minimum verzeichnen einige kreisfreie Städte, insbesondere wenn sie stark durch Hochschulen geprägt sind. Dort leben viele junge Frauen im gebärfähigen Alter, für die aber die Ausbildung und der folgende Berufseinstieg noch eine höhere Priorität haben als die Gründung einer Familie. Die niedrigste zusammengefasste Geburtenziffer hatten 2009 die bayerischen Universitätsstädte Würzburg (0,96) und Passau (1,02). Ein großräumiges Ost-West-Gefälle in der zusammengefassten Geburtenziffer ist im Gegensatz zu früheren Jahren nicht mehr zu beobachten.

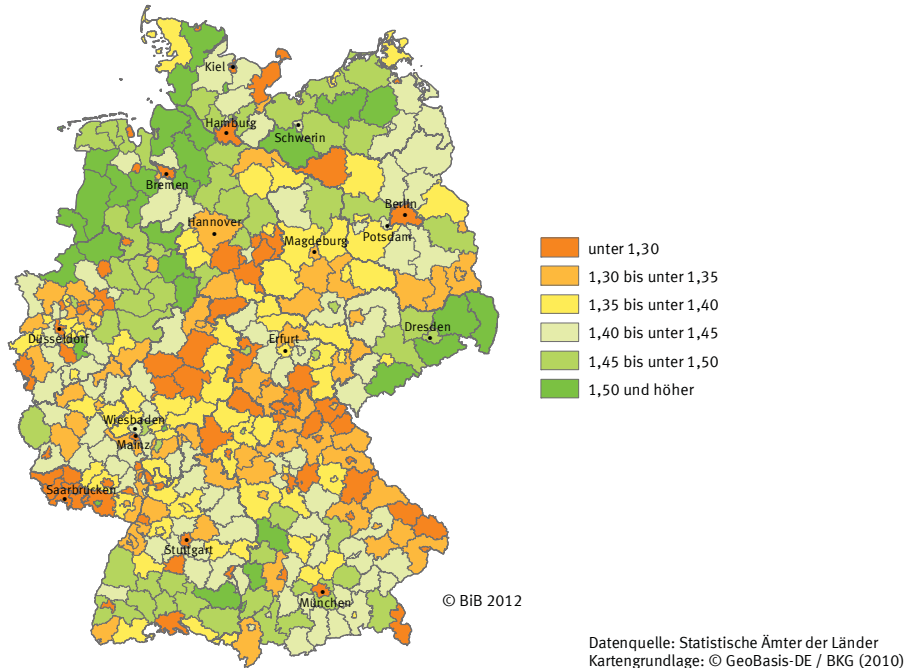
Altersspezifische Unterschiede im Fertilitätsverhalten

Die Differenzierung der Geburten nach dem Alter der Mütter offenbart tiefere regionale Disparitäten im Fertilitätsverhalten (Abb. 11). Viele Städte und vor allem Hochschulstandorte haben aus den bereits

Zusammengefasste
Geburtenziffern nach Kreisen
in Deutschland, 2009

Abb. 10

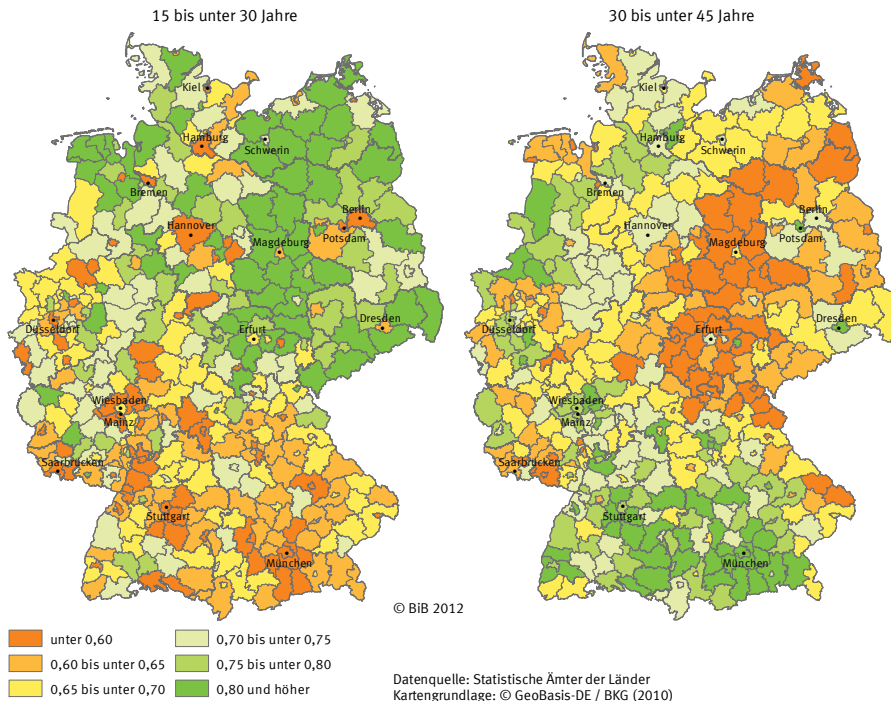
Zu Abb. 10:
*In den peripheren,
relativ dünn besiedelten
Kreisen besteht ein
höheres Geburtenniveau
mit einer zusammen-
gefassten Geburtenziffer
über 1,5 (grüne Flächen),
während insbesondere die
Universitätsstädte
ein niedriges Geburten-
niveau aufweisen.*



Geburtenziffern der Alters-
gruppen 15 bis unter 30 und
30 bis unter 45 Jahre nach
Kreisen in Deutschland, 2009

Abb. 11

Zu Abb. 11:
*Bei den unter 30-Jährigen
zeigt sich ein ausgeprägter
Nord-Süd-Gegensatz
mit im Trend höheren
Geburtenziffern im
Norden, insbesondere
in Ostdeutschland.
Bei den 30-Jährigen
und Älteren haben die
Regionen ein niedrigeres
Geburtenniveau,
die stärker von
Abwanderungen
betroffen sind.*



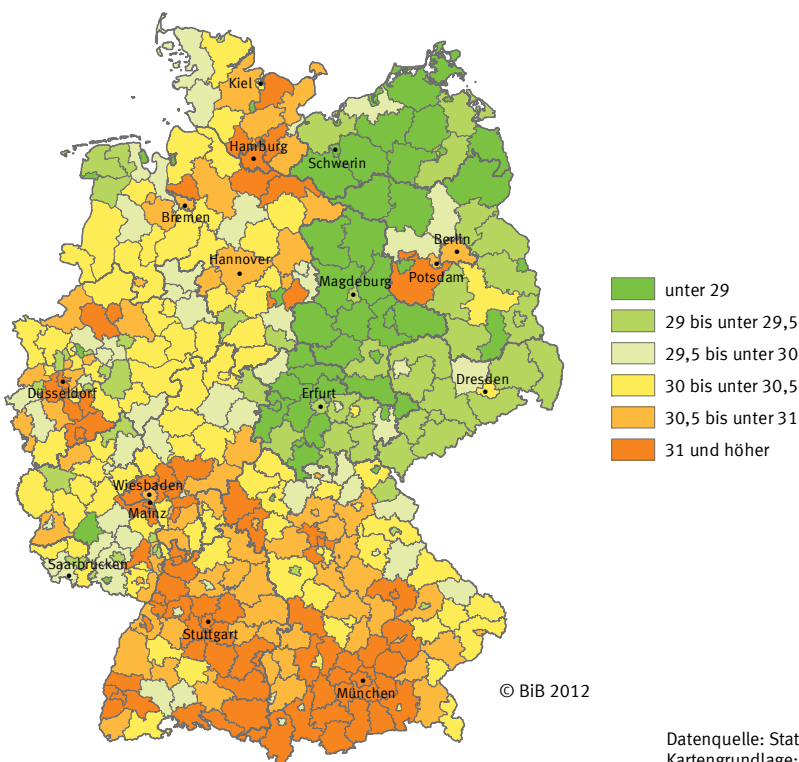
erwähnten Gründen wenige Frauen, die in jungen Jahren Kinder gebären. Bei den über 30-Jährigen gehören sie hingegen in der Regel zu den Regionen mit einer mindestens durchschnittlichen Fertilität – die aber die im jüngeren Alter entgangenen Geburten nicht ausgleicht. In der jüngeren Altersgruppe zeigt sich zudem ein ausgeprägter Nord-Süd-Gegensatz. Die Nordhälfte Deutschlands und besonders ostdeutsche Landkreise weisen eine hohe Fertilität unter 30-jähriger Frauen auf, während es im Süden weniger Geburten von jungen Frauen gibt. Im Kontrast dazu haben die südlichen Regionen im höheren Alter flächendeckend eine hohe Geburtenhäufigkeit, wie auch viele Wirtschaftszentren und einige Kreise im Nordwesten Deutschlands. Insbesondere in Gebieten, die unter einer hohen Abwanderung junger Menschen leiden, gibt es indessen wenige Geburten von über 30-jährigen Frauen. Eine in beiden Altersgruppen niedrige Fertilität ist ebenso eine Ausnahme wie eine gleichzeitig hohe Fruchtbarkeit.

Jüngere Mütter in Ostdeutschland

Die regionalen Unterschiede in der altersspezifischen Fertilität schlagen sich im durchschnittlichen Gebäralter nieder (Abb. 12). Ostdeutsche Frauen bekommen ihre Kinder nach wie vor in jüngeren Altersjahren, nur wenige Kreise im Westen weisen ein ähnlich niedriges Gebäralter auf. Die jüngsten Mütter gab es im Jahr 2009 mit einem Durchschnittsalter von 27,6 Jahren im vorpommernschen Landkreis Uecker-Randow. Kaum älter waren die Mütter aus der Stadt Pirmasens in Rheinland-Pfalz und auf der Insel Rügen. Die ostdeutschen Kreise mit einem relativ hohen Gebäralter liegen im Umland von größeren Städten, zum Beispiel Potsdam-Mittelmark bei Berlin (31,2 Jahre) und der die Hansestadt Rostock umschließende Landkreis Bad Doberan. Das hohe Gebäralter ist hier eine Folge der Suburbanisierung, bei der häufig Immobilienerwerb und Familiengründung von beruflich gefestigten Paaren im Alter von über 30 Jahren erfolgen. Auch in den alten Ländern

Abb. 12

Durchschnittsalter der Mütter bei der Geburt eines Kindes nach Kreisen in Deutschland, 2009



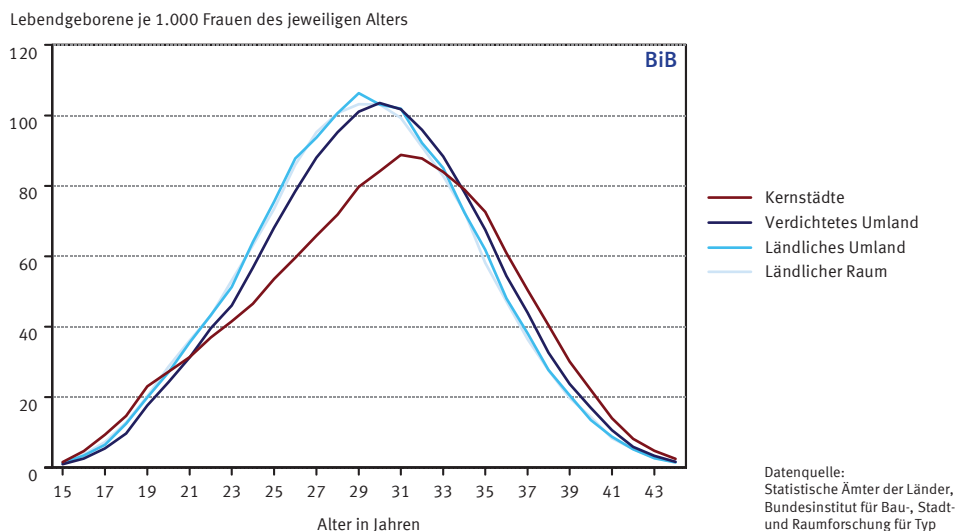
Datenquelle: Statistische Ämter der Länder
Kartengrundlage: © GeoBasis-DE / BKG (2010)

Zu Abb. 12:
Frauen im Osten sind bei der Geburt der Kinder jünger als die westdeutschen Frauen. Überdurchschnittlich hohe Gebäralter finden sich in den Großstädten und ihrem Umland.

Altersspezifische Geburtenziffern nach der Siedlungsstruktur in Deutschland, 2009 (Lebendgeborene je 1000 Frauen im jeweiligen Alter)

Zu Abb. 13:
In Kernstädten setzt die Familienentwicklung später ein als in den Umlandregionen und dem ländlichen Raum.

Abb. 13



weisen Großstädte und ihr Umland ein besonders hohes Gebäralter auf. Die im Durchschnitt ältesten Mütter gab es 2009 im Großraum München und im Rhein-Main-Gebiet. An der Spitze steht der Landkreis Starnberg mit 33 Jahren, gefolgt vom Hochtaunuskreis (32,8 Jahre) und dem Landkreis München (32,7 Jahre). Ein Zusammenhang zwischen dem durchschnittlichen Gebäralter und dem Geburtenniveau nach Kreisen konnte für Deutschland nicht festgestellt werden.

Späte Geburten und wenig Kinder in Großstädten

Die Betrachtung der altersspezifischen Geburtenziffern verdeutlicht die Unterschiede im Fertilitätsverhalten der Frauen in Abhängigkeit vom Siedlungstyp (Abb. 13). In den Kernstädten, das heißt in kreisfreien Städten mit über 100.000 Einwohnern, gibt es eine relativ hohe Fertilität von Frauen, die bereits Mitte 30 und älter sind. Allerdings werden auch vergleichsweise viele Teenager schon Mütter. Im Alter von etwa 20 bis 32 Jahren ist die Fertilität in den Großstädten dagegen überaus niedrig. In der Summe ergibt sich eine sehr niedrige zusammengefasste Geburtenziffer von durchschnittlich 1,30 im Jahr 2009, die als kleine Fläche unter der Linie mit den altersspezifischen Geburtenziffern zum Ausdruck

kommt. Zwischen den anderen Siedlungstypen ist die Varianz weitaus geringer und die zusammengefasste Geburtenziffer liegt mit 1,39 bis 1,41 in einer engen Bandbreite. In ländlichen Kreisen bekommen Frauen jedoch etwas früher ihre Kinder als im dichter bevölkerten Umland der Kernstädte.

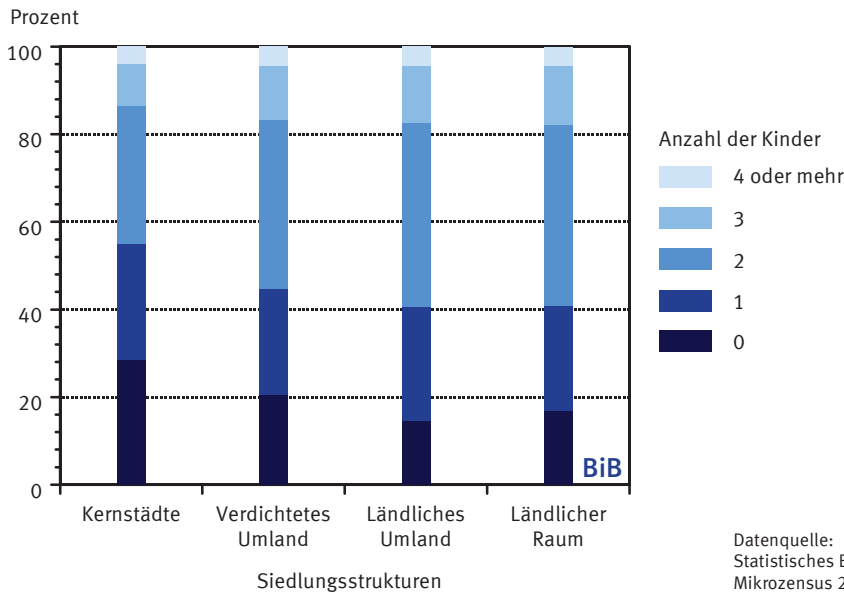
Die niedrigen Geburtenziffern in den Kernstädten sind die Folge einer hohen Kinderlosigkeit. Fast eine von drei Frauen der Geburtsjahrgänge 1960 bis 1972, die 2008 im Alter von 36 bis 48 Jahren waren, haben hier keine Kinder (Abb. 14). Im Umland der Städte und in ländlichen Räumen ist der Anteil deutlich niedriger, teilweise nur halb so hoch. Dafür gibt es dort viel mehr Frauen mit zwei oder drei Kindern. Großfamilien mit mindestens vier Kindern sowie 1-Kind-Familien sind relativ unabhängig von der Siedlungsstruktur gleich häufig verbreitet.

Niedrige Kinderlosigkeit in Ostdeutschland

Die Betrachtung der Kinderlosigkeit auf Kreisebene verdeutlicht den hohen Anteil an kinderlosen Frauen in vielen größeren Städten (Abb. 15). Selbst in Ostdeutschland mit einer generell niedrigen Kinderlosigkeit weisen die kreisfreien Städte höhere Anteile auf als ihr Umland. Die meisten kinderlosen Frauen gibt es in der bayerischen Stadt Landshut sowie im

Abb. 14

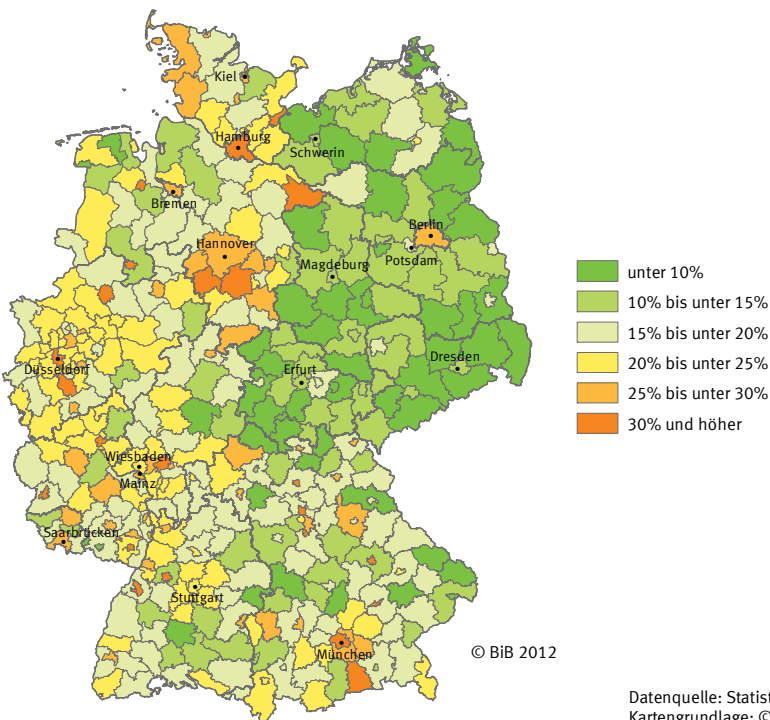
Frauen nach Parität und Siedlungsstruktur in Deutschland, 2008 (%)



Zu Abb. 14:
Das niedrigere Geburtenniveau in den Kernstädten erklärt sich aus einer höheren Kinderlosigkeit und niedrigeren Anteilen von Familien mit drei und mehr Kindern.

Abb. 15

Anteile kinderloser Frauen in den Geburtsjahrgängen 1960 – 1972 nach Kreisen in Deutschland, 2008 (%)



Zu Abb. 15:
Im Osten Deutschlands, ist die Kinderlosigkeit niedriger als im Westen. Ein hohes Ausmaß an Kinderlosigkeit ist für die Großstädte und ihr Umland charakteristisch.

Landkreis Miesbach an der Grenze zu Österreich, wo jeweils nahezu die Hälfte aller Frauen im Alter von 36 bis 48 Jahren keine Kinder haben. Unweit entfernt von Landshut gibt es allerdings auch bayerische Landkreise, die eine ähnlich niedrige Kinderlosigkeit wie die neuen Länder aufweisen.

Starke Geburtenrückgänge in ländlichen Räumen

Ausgehend vom höchsten Geburtenniveau seit dem Ende des Babybooms im Jahr 1990 schrumpfte die Anzahl an Lebendgeborenen in Deutschland bis 2010 um mehr als ein Viertel auf einen historischen Tiefstand, von 905.675 auf nur noch 677.947 Geburten. Allerdings gibt es große regionale Unterschiede im Ausmaß der Entwicklung (Abb. 16).

Von den gegenwärtig 412 deutschen Kreisen können lediglich neun eine zunehmende Geburtenzahl verzeichnen. Das größte Wachstum gibt es in Frankfurt am Main mit 16 %, während Dresden als einzige

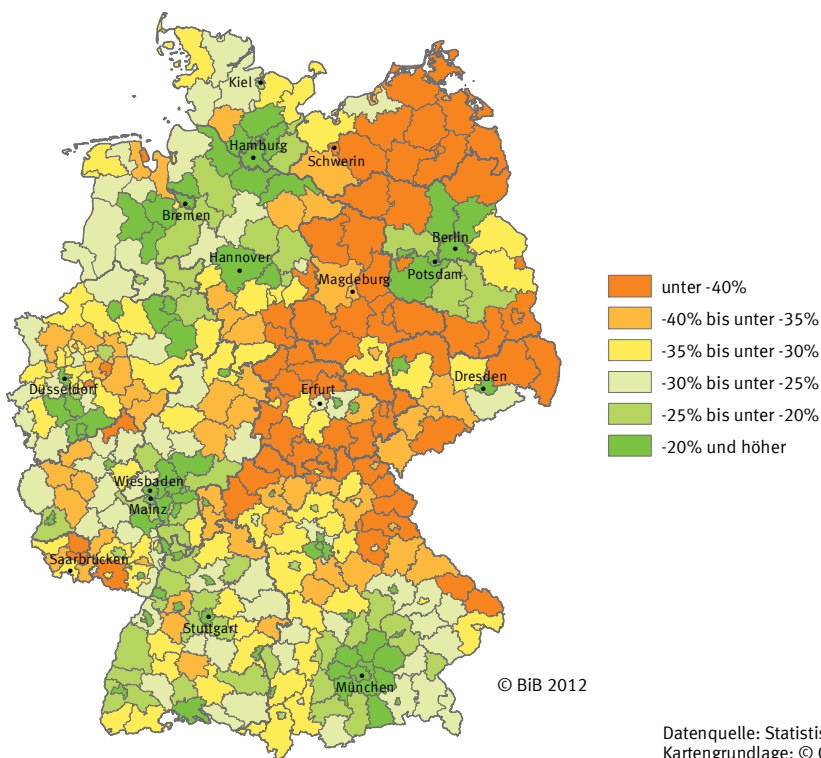
ostdeutsche Stadt immerhin ein leichtes Plus von 1 % aufweist. Allgemein ist die beste Entwicklung für Städte und deren Umland zu beobachten, die von Zuzügen aus dem In- und Ausland profitierten und damit die Basis an potenziellen Eltern erweitern konnten.

Umgekehrt ist der Geburtenrückgang in den Kreisen am größten, die auch von der Abwanderung (junger) Männer und Frauen am stärksten betroffen sind. Das sind vor allem strukturschwache ländliche Räume in West- und Ostdeutschland. In den neuen Ländern wird dieser Effekt durch das hohe Ausgangsniveau im Jahr 1990 und den folgenden Aufschub von Geburten verstärkt. In Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern halbierte sich die Geburtenzahl fast, in Sachsen schrumpfte sie noch um knapp ein Drittel. Den höchsten Rückgang muss die kreisfreie Stadt Suhl in Thüringen hinnehmen, mit einer 2009 um 72 % niedrigeren Zahl an Lebendgeborenen als noch zwei Jahrzehnte zuvor.

Veränderung der Zahl der Lebendgeborenen nach Kreisen zwischen 1990 und 2009 in Deutschland (%)

Abb. 16

Zu Abb. 16:
Die stärksten Geburtenrückgänge seit 1990 verzeichnen die ländlichen Regionen in den ostdeutschen Bundesländern.



© BiB 2012

Datenquelle: Statistisches Bundesamt
Kartengrundlage: © GeoBasis-DE / BKG (2010)



6. Einstellungen zu Familie und Kindern

Einstellungen sind nachweislich für die großen Entscheidungen, die Menschen in ihrem Leben treffen, von großer Bedeutung. Ob und wann man Kinder hat oder heiratet, ist maßgeblich davon abhängig, wie man dazu eingestellt ist. Umgekehrt gilt allerdings auch, dass die Erfahrungen von Partnerschaft, Ehe und Elternschaft die eigenen Einstellungen maßgeblich prägen.

Der Kinderwunsch lässt sich (im weiteren Sinne des Wortes) als eine Einstellung auffassen und ist ein Beispiel dafür, dass sich Einstellungen unmittelbar auf familiäre Entscheidungen und familien-biografische Ereignisse auswirken können. Andere Einstellungen, etwa die, dass man ein Kind erst dann haben sollte, wenn man verheiratet ist, einen unbefristeten Arbeitsvertrag hat und über ein Eigenheim in einer kindgerechten Wohngegend verfügt, wirken sich mittelbar aus, indem sie es unwahrscheinlicher werden lassen, dass eine Situation eintritt, in der sich ein Mensch mit der entsprechenden Einstellung für Kinder entscheiden würde.

Eine Einstellung kann, wenn es eine generelle Ablehnung von Elternschaft ist, die Entscheidung gegen ein Kind begründen. Um eine Entscheidung

für ein Kind zu bewirken, ist eine Einstellung eine notwendige, aber niemals eine hinreichende Voraussetzung. Der Wunsch nach Kindern muss in der Wirklichkeit auch umsetzbar sein: Ein Mensch mit einem voraussetzungslosen Kinderwunsch muss zumindest einen Partner haben, und beide müssen zeugungsfähig bzw. fruchtbar sein. Ein Mensch mit einem bedingten Kinderwunsch muss darüber hinaus die Voraussetzungen vorfinden oder schaffen können, unter denen er (und sein Partner) sich ein Kind vorstellen kann.

Folglich ist beides für die Demografie wichtig: Was wollen Menschen und was kann davon unter den gegebenen Rahmenbedingungen umgesetzt werden. Wenn Menschen durch ihre Einstellung Elternschaft für sich persönlich ablehnen, so ist es in der Regel nicht zielführend, diese Personen durch spezifische Rahmenbedingungen zur Familiengründung zu bewegen. Andersherum ist es notwendig, denjenigen jungen Menschen, die positiv auf eine Familiengründung blicken, die Möglichkeiten einzuräumen, diese Wünsche zu realisieren. Insofern ist es von größter Relevanz, um den demografischen Wandel in Deutschland zu verstehen, welche Einstellungen vorherrschen, wie sie sich in den letzten

Jahren verändert haben, wie sie in anderen Ländern aussehen und welche Erwartungen an die Politik gerichtet werden. Dazu werden Ergebnisse der European Values Study (EVS)³, der Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam)⁴, des Generations and Gender Survey (GGS)⁵ und des Monitor Familienleben des Instituts für Demoskopie Allensbach (IfD Allensbach)⁶ herangezogen.

Die Bedeutung von Kindern in Deutschland

Wie wichtig ist der Lebensbereich Familie in der Wahrnehmung der Menschen im Vergleich zu anderen Lebensbereichen? Unterscheiden sich Personen ohne Kinder in Bezug auf ihre subjektiven Prioritäten von Personen mit Kind(ern)? Mit diesen Fragen beschäftigt sich der folgende Abschnitt. Persönliche Einstellungen und Lebensziele beeinflussen unser Handeln unter anderem dahingehend, dass Menschen ihre Ziele in bestimmten Bereichen des Lebens stärker forcieren und sich dort stärker engagieren als in anderen Bereichen. Das heißt, selbst wenn ein junger Erwachsener Kindern ge-

genüber grundsätzlich aufgeschlossen ist und er die Voraussetzungen für eine Elternschaft durchaus schaffen könnte, wird er dies vielleicht nicht tun, wenn ihm die berufliche Karriere ungleich wichtiger ist und er zeitlich und gedanklich hinreichend damit beschäftigt ist, seine beruflichen Ziele zu erreichen. Die Wichtigkeit des Lebensbereichs Familie im Vergleich zu anderen Bereichen kann sich also auch darauf auswirken, ob Personen eine Familie gründen oder weitere Kinder bekommen. Die Gründung einer Familie kann wiederum Konsequenzen für andere Lebensbereiche wie das Berufsleben haben.

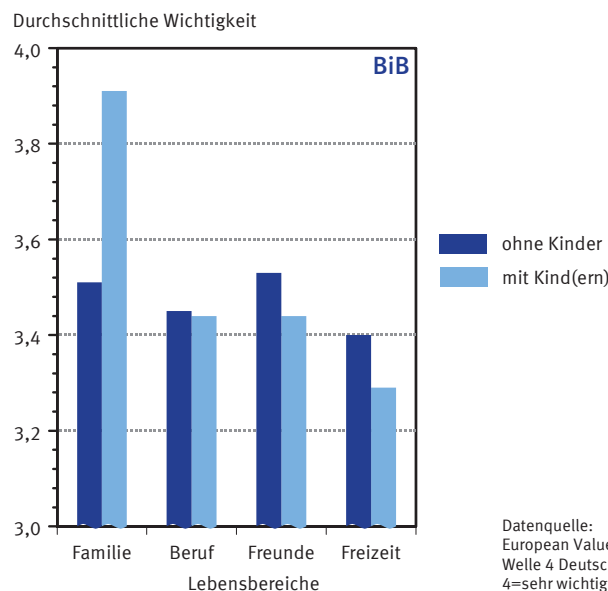
Im Folgenden werden daher die Einschätzungen zur Wichtigkeit der vier zentralen Lebensbereiche Familie, Beruf, Freunde und Freizeit betrachtet. Dabei werden die Einschätzungen von Eltern und von Kinderlosen miteinander verglichen, um Hinweise auf wechselseitige Einflüsse zwischen Einstellungen und generativem Verhalten zu bekommen. Wichtig ist der Hinweis, dass ein Zusammenhang zwischen Elternschaft und Einstellungen im Querschnitt noch keine Aussage über Ursache und Wirkung zulässt: Zwar kann eine bestimmte Einstellung eine Familiengründung wahrscheinlicher werden lassen, sie kann aber auch infolge einer Familiengründung entstanden sein.

³ <http://www.europeanvaluesstudy.eu/>
⁴ <http://www.pairfam.de/>
⁵ <http://www.ggp-i.org/>
⁶ <http://www.ifd-allensbach.de/>

Wichtigkeit einzelner Lebensbereiche für Befragte mit und ohne Kinder im Alter zwischen 18 und 40 Jahren in Deutschland, 2008

Zu Abb. 17:
Mit der Familiengründung erlangt der Lebensbereich Familie eine herausragende Bedeutung im Vergleich zu Beruf, Freunden und Freizeit.

Abb. 17



Die Wichtigkeit einzelner Lebensbereiche

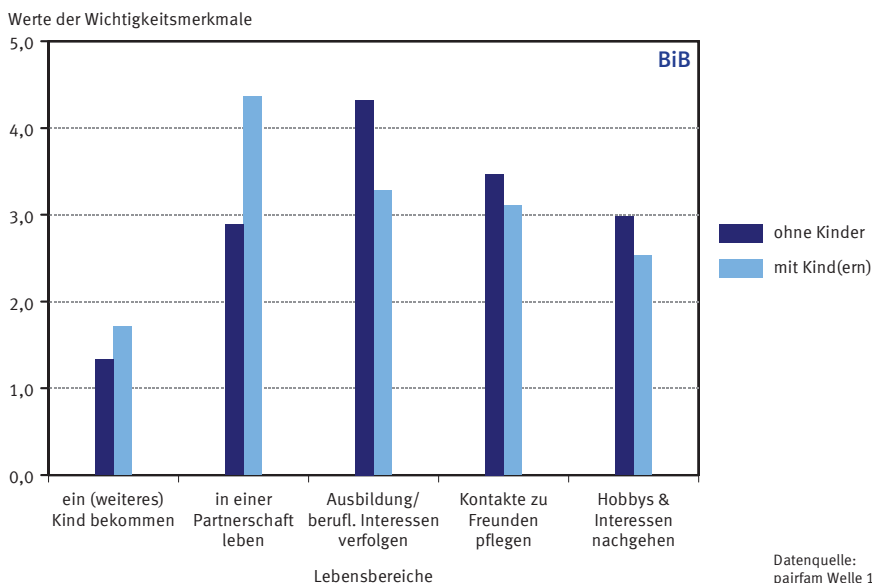
Die vier bereits genannten Lebensbereiche wurden von den Befragten in der European Values Study jeweils separat nach ihrer Wichtigkeit bewertet. Sie konnten für jeden Lebensbereich auf einer Skala von 1 („sehr wichtig“) bis 4 („sehr unwichtig“) angeben, wie wichtig ihnen dieser ist. Für eine leichtere Interpretation wurde diese Skala in *Abbildung 17* umgedreht, so dass die 4 für „sehr wichtig“ steht. Die *Abbildung* zeigt, dass für die Personen ohne eigene Kinder alle Bereiche fast gleich wichtig sind. Die durchschnittliche Wichtigkeit liegt bei etwa 3,5 und damit zwischen den Antwortkategorien „sehr wichtig“ und „ziemlich wichtig“. Die Einschätzung in Bezug auf den Bereich Familie unterscheidet sich nicht nennenswert von den anderen Bereichen. Familie ist demnach nicht wichtiger als andere Bereiche, aber auch nicht weniger wichtig. Das ist bei den Personen mit Kindern anders: Für sie ist der Bereich Familie deutlich am wichtigsten (3,9) und die Freizeit am unwichtigsten (3,3). Nach dieser Darstellung hat Familie für die Personen mit Kindern eine höhere Priorität als der Beruf, der von dieser Gruppe mit durchschnittlich 3,4 bewertet wird.

Wie bereits angesprochen, kann dies zweierlei bedeuten: Entweder macht eine vergleichsweise

hohe Wichtigkeit des Lebensbereichs Familie eine Familiengründung wahrscheinlicher. Oder der Lebensbereich Familie bekommt eine zentrale Bedeutung, nachdem man selbst eine Familie gegründet hat. Möglicherweise trifft beides zu. Im Lichte der nachfolgenden Befunde erscheint es aber wahrscheinlich, dass der hier dargestellte Unterschied in erster Linie zeigt, dass Familie infolge der Familiengründung wichtiger wird.

Ein anderes Bild ergibt sich in *Abbildung 18*, die auf den Daten des Deutschen Beziehungs- und Familienpanels (pairfam) basiert. Anders als vorher wurden die Befragten hier aufgefordert, die verschiedenen Lebensbereiche relativ zueinander zu gewichten. Dafür konnten sie maximal 15 Wichtigkeitsmarken (WM) auf fünf Bereiche verteilen und dabei persönliche Schwerpunkte setzen. Darüber hinaus sind die Lebensbereiche anders formuliert und bekommen eher den Charakter konkreter Lebensziele. Statt dem abstrakteren und allgemeineren Lebensbereich Familie – zu dem unter anderem die Pflege intimer und harmonischer Beziehungen zum Partner und zu den Kindern gezählt werden darf – wird zum einen das Lebensziel, (weitere) Kinder zu bekommen, angeboten und zum anderen das Ziel, in einer Partnerschaft zu leben. Somit geht es

Abb. 18



Relative Wichtigkeit von Lebensbereichen für Befragte mit und ohne Kinder in den Altersgruppen 25 – 27 und 35 – 37 Jahre in Deutschland, 2008/2009

Zu Abb. 18:
Wird die Bedeutung der Lebensbereiche in direkter Konkurrenz zueinander bewertet, wird der Familiengründung die geringste Bedeutung zugewiesen.

im Kontext von Elternschaft nicht um die Wichtigkeit der bereits vorhandenen Kinder, sondern nur um die der ggf. (zusätzlich) geplanten. Im Kontext Partnerschaft dagegen kann das Item auch als Wichtigkeit gelesen werden, eine bereits vorhandene Partnerschaft zu pflegen und zu bewahren.

Für die Kinderlosen ist der Beruf am wichtigsten, gefolgt von Freunden, Freizeit und Partnerschaft.

Der Bereich (weitere) Kinder zu bekommen wird in direkter Konkurrenz mit den anderen Lebensbereichen am niedrigsten gewichtet. Im Durchschnitt wurden nur etwas mehr als eine von 15 Wichtigkeitsmarken für das Ziel der Familiengründung und nur knapp zwei Wichtigkeitsmarken für das Ziel der Familienerweiterung ausgegeben. Das heißt, dass für die befragten Kinderlosen eine Familiengründung und für die befragten Eltern eine Familienerweiterung überwiegend kein vorrangiges Ziel ist. Darin könnte eine Erklärung für den relativ hohen Anteil Kinderloser und den relativ niedrigen Anteil von kinderreichen Familien in Deutschland liegen. Der Unterschied zwischen Kinderlosen und Eltern

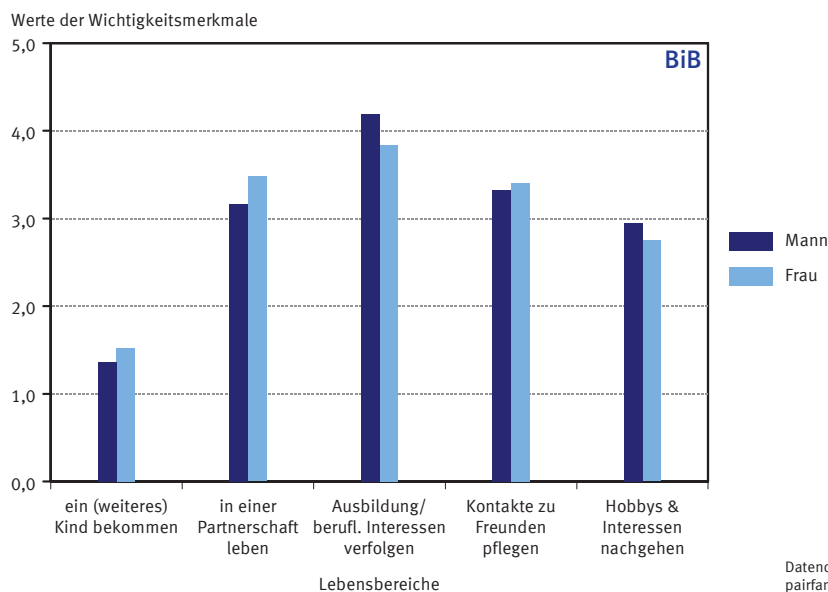
ist nicht interpretierbar, da beide letztlich auf unterschiedliche Fragen antworten. Für die Kinderlosen ist der Beruf am wichtigsten (durchschnittlich 4,3 WM), gefolgt von Freunden, Freizeit und Partnerschaft. Bei Personen mit eigenen biologischen Kindern kommt dem Bereich Partnerschaft die größte relative Bedeutung zu. Wenn man Kinder hat, ist eine (funktionierende) Beziehung besonders wichtig. Das heißt, die unterschiedlich starke Gewichtung durch Kinderlose und durch Eltern spiegelt sehr wahrscheinlich wider, dass Partnerschaft infolge der Familiengründung einen höheren Stellenwert bekommt. Die Lebensbereiche Beruf und Freundschaft sind für Eltern in etwa gleich wichtig.

Die Unterschiede zwischen den beiden Abbildungen 17 und 18 sind markant. Dass Familie, abstrakt und allgemein erfasst, wichtig ist, die Geburt von (weiteren) Kindern aber nicht, hat mehrere Ursachen. Familie ist eine Institution in unserer Gesellschaft. Familie hat oder hatte jeder. Sie besteht nicht nur aus Kindern, sondern schließt in dieser allgemeinen Formulierung beispielsweise auch Eltern, Geschwister und Großeltern mit ein. Diese Beziehungen zu haben und nicht abreißen zu lassen, grenzt, zumindest in unserem Kulturraum,

Relative Wichtigkeit von Lebensbereichen bei Frauen und Männern in den Altersgruppen 25 – 27 und 35 – 37 Jahre in Deutschland, 2008/2009

Zu Abb. 19:
Die Lebensbereiche werden geschlechtsspezifisch unterschiedlich bewertet. Für Frauen sind die Lebensbereiche Kinder, Partnerschaft und Freunde wichtiger, während für die Männer Beruf und Hobbys eine höhere Bedeutung haben.

Abb. 19



Datenquelle: pairfam Welle 1, 2008/09

für die meisten an eine Selbstverständlichkeit. Die Entscheidung für eigene Kinder ist dagegen heute keine Selbstverständlichkeit mehr, und die Entscheidung für weitere Kinder (je nach vorhandener Kinderzahl) noch weniger. Daher darf die Wichtigkeit des Lebensbereichs Familie nicht mit einem Kinderwunsch verwechselt werden. Außerdem ist Familiengründung für viele Menschen kein vorrangiges Ziel, weil sie sich noch zu jung dafür fühlen und es in ihrer Lebensplanung vorläufig nicht ansteht. Kinderwunsch und Einstellungen zur Familienplanung sind also – ebenso wie das generative Verhalten – nur in einer Lebenslaufperspektive gut zu erfassen.

Bei der Wichtigkeit von Lebensbereichen sind eine Reihe geschlechtsspezifischer Unterschiede auffällig (Abb. 19). Frauen sind die Lebensbereiche Kinder bekommen, in einer Partnerschaft leben und Kontakte zu Freunden pflegen etwas wichtiger als Männern. Für Männer haben die Ausbildung bzw. das Verfolgen beruflicher Interessen sowie Hobbys und privaten Interessen nachzugehen eine etwas höhere Priorität als für Frauen. Die deutlichsten Unterschiede finden sich bei den beruflichen Interessen und bei der Partnerschaft. Letztlich zeigen sich

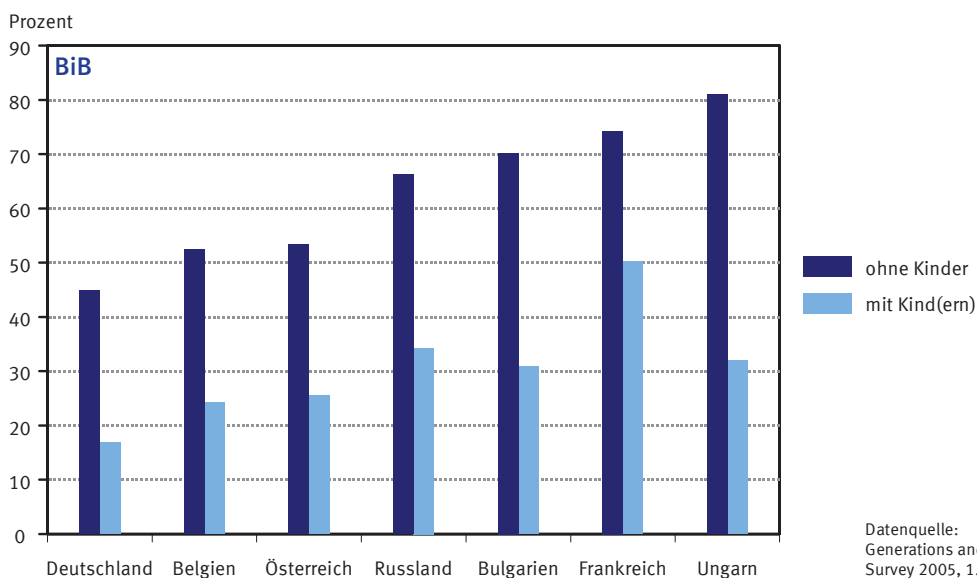
in der allgemeinen Wichtigkeit von Lebensbereichen immer noch die klassischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die infolge der komplementären Rollenteilung und den daran anknüpfenden Stereotypen seit etwa 200 Jahren bestehen.

Kinder als Quelle von Zufriedenheit und Lebensfreude

Unmittelbar mit dem Kinderwunsch verbunden ist der „Wert“, den man Kindern beimisst. In modernen Gesellschaften, in denen Kinder weder als Arbeitskraft noch als Altersvorsorge gebraucht werden, ist dieser Wert typischerweise ein emotionaler: als Quelle von Zufriedenheit und Lebensfreude. Kinder werden gewünscht, weil sie einen emotional bereichern.

Doch Kinder scheinen nicht mehr selbstverständlich als Quelle von Zufriedenheit und Lebensfreude wahrgenommen zu werden, zumindest nicht von jedem und in jedem Alter. Nicht einmal die Hälfte (45 %) der kinderlosen Deutschen zwischen 18 und 50 Jahren glaubt, dass sich ihre Lebensfreude und ihre Zufriedenheit verbessern würden, wenn sie ungeachtet aller Umstände in den nächsten drei Jahren ein Kind bekommen würden (Abb. 20).

Abb. 20



Zustimmung zur Aussage „Wenn ich in den nächsten drei Jahren ein (weitere)s Kind bekommen würde, dann wäre das für meine Lebensfreude und -zufriedenheit (viel) besser“, Personen im Alter zwischen 18 und 50 Jahren in ausgewählten Ländern (%), 2005

Zu Abb. 20:
Kinder werden nicht mehr automatisch als Quelle von Zufriedenheit und Lebensfreude gesehen. In Deutschland denken weniger als die Hälfte der Kinderlosen, dass Elternschaft ihre Lebensfreude erhöht.

Kinderlosigkeit ist also zu einem großen Teil gewollt oder (bei den jüngeren Befragten) zumindest vorläufig gewollt. Unter den Eltern im gleichen Alter sind es nur 17 %, die angeben, ein weiteres Kind in den nächsten drei Jahren würde ihre Lebensfreude und -zufriedenheit verbessern. Im internationalen Vergleich der sieben dargestellten Länder liegt Deutschland damit sowohl bei den Kinderlosen als auch bei den Eltern auf dem niedrigsten Platz und fällt deutlich z.B. hinter Frankreich oder Russland zurück. Bemerkenswert ist, dass Kinder zwar prinzipiell in den westeuropäischen Ländern seltener mit einer Erhöhung der Lebensfreude gleichgesetzt werden als in Osteuropa, dass aber Frankreich aus dieser Ordnung herausfällt. Dort erwarten drei Viertel aller Kinderlosen und immerhin noch die Hälfte aller Eltern, dass eine Geburt ihr Leben bereichern würde.

Gesellschaftliche Anerkennung von Elternschaft

Mitte des 20. Jahrhunderts war die Familiengründung stark mit Erwachsenwerden assoziiert. Erst wenn man ökonomisch auf eigenen Beinen stand, geheiratet und Verantwortung als Vater oder Mutter übernommen hatte, entsprach man der Norm und

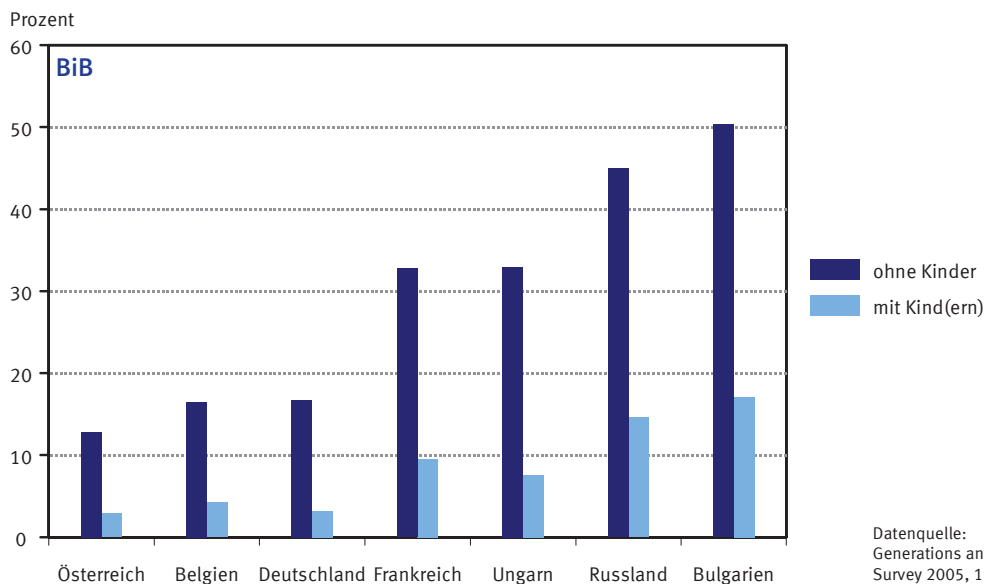
wurde als erwachsene Person gesellschaftlich voll anerkannt. In Agrargesellschaften gilt darüber hinaus oft eine hohe Kinderzahl als Statussymbol. Auch das sind oder waren Gründe, sich Kinder zu wünschen und sie zu bekommen.

Fragt man kinderlose Erwachsene (im Alter zwischen 18 und 50) heute, ob sich die Meinung der anderen Leute über sie verbessern würde, wenn sie ein Kind bekämen, dann kann man diesen Zusammenhang nur noch ansatzweise entdecken (Abb. 21). Ähnlich wie in Österreich oder Belgien erwarten Kinderlose in Deutschland nur selten (17 %), dass sich die Meinung der Menschen um sie herum durch eine Familiengründung verbessern würde. In Frankreich und Ungarn sind dies immerhin ein knappes Drittel, in Russland und Bulgarien etwa die Hälfte der Kinderlosen.

Die Anteile der Eltern, die glauben, dass weitere Kinder ihr Ansehen bei ihren Mitmenschen steigern würden, liegen noch einmal wesentlich niedriger (Abb. 21). In Österreich, Belgien und Deutschland sind dies (unabhängig von der aktuellen Kinderzahl) weniger als 5 %, in den übrigen Ländern etwas mehr, aber auch hier jeweils nur eine Minderheit. Fast ein Achtel (13 %) der deutschen Eltern mit

Zustimmung zur Aussage „Wenn ich in den nächsten drei Jahren ein (weiteres) Kind bekommen würde, dann wäre die Meinung der Leute über mich (viel) besser“, Personen im Alter zwischen 18 und 50 Jahren in ausgewählten Ländern (%), 2005

Abb. 21



Zu Abb. 21: *Kinder haben ist kein Statussymbol mehr. In Österreich, Belgien und Deutschland denken nur wenige, dass sich die Meinung über sie durch die Geburt von Kindern verbessern würde.*

Datenquelle: Generations and Gender Survey 2005, 1. Welle

zwei oder mehr Kindern denkt sogar umgekehrt, dass sich die Meinung der anderen verschlechtern würde. Dass Kinderreichtum in spätmodernen Gesellschaften kein Statussymbol (mehr) ist, zeigt schließlich auch ein Anteil von 8 % der befragten Deutschen in der European Values Study (2008), die angeben, keine Personen mit vielen Kindern in ihrer Nachbarschaft haben zu wollen.

Die Präsenz beider Elternteile wird europaweit als wichtiger Faktor genannt, um Kindern eine gute Kindheit zu ermöglichen.

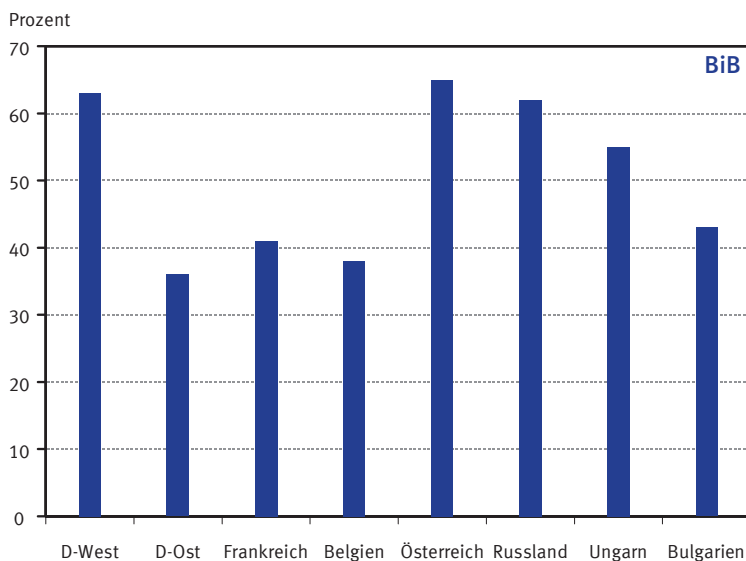
Vorstellungen über das Leben mit Kindern

Der Wunsch nach einem Leben mit Kindern hängt auch mit bestimmten Vorstellungen zusammen, wie Kinder am besten aufwachsen sollten. Diese Vorstellungen können die Entscheidung für oder gegen eine Elternschaft beeinflussen. Generell ist davon auszugehen, dass sich Menschen mit einem hohen Anspruch an Elternschaft häufiger als andere gegen Kinder entscheiden, weil sie fürchten, ihren eigenen

Ansprüchen nicht gerecht werden zu können. Darüber hinaus bleiben Menschen wahrscheinlich dann häufiger kinderlos, wenn sie erwarten, dass sich ihre spezifischen Vorstellungen von Elternschaft nicht realisieren lassen werden. Eine widersprüchliche Kombination aus Ideal und Lebenswirklichkeit ist in dem Fall ausschlaggebend.

Fragt man Eltern danach, was besonders wichtig ist, um Kindern eine gute Kindheit zu ermöglichen, nennen sie an erster Stelle Anforderungen an sich selbst. Zum einen gehören aus ihrer Sicht sichere finanzielle Verhältnisse zu den Voraussetzungen für eine gute Kindheit und zum anderen die Möglichkeit, sich genug Zeit für die Familie nehmen zu können (IfD Allensbach 2011). Erst dann werden äußere Rahmenbedingungen, wie z.B. viele Freizeitmöglichkeiten, viel Kontakt zu Gleichaltrigen oder engagierte Lehrer genannt. Zudem sollten nach Meinung der meisten Deutschen (86 %) Kinder mit beiden Eltern zusammen groß werden (EVS 2010), da dies ebenfalls als Voraussetzung für eine glückliche Kindheit gewertet wird. Damit stehen die Deutschen im internationalen Vergleich nicht alleine da, die Präsenz beider Elternteile wird europaweit als wichtiger Faktor genannt.

Abb. 22



Datenquelle:
European Values Study 2008

Zustimmung zur Aussage „Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist“, stimme (sehr) zu, Personen im Alter zwischen 18 und 40 Jahren in ausgewählten Ländern (%), 2008

Zu Abb. 22:
In West- und Ostdeutschland bestehen unterschiedliche Auffassungen zur außerhäuslichen Kinderbetreuung. Befragte im Westen denken viel öfter, dass ein Kleinkind unter der Berufstätigkeit seiner Mutter leidet.

Erwartungen an die Rolle der Mutter

Das Bild einer glücklichen Kindheit beinhaltet für viele auch klare Vorstellungen zur Rolle der Mutter. Dabei zeigen die Daten einen eindeutigen Einstellungsunterschied zwischen den West- und Ostdeutschen (Abb. 22). Der Aussage „Ein Kleinkind wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn die Mutter berufstätig ist“, wird im Westen (63 %) viel stärker zugestimmt als im Osten (36 %). Die unterschiedlichen Antworten offenbaren erhebliche Unterschiede in der Akzeptanz der Müttererwerbstätigkeit und der außerhäuslichen Kinderbetreuung. Nicht nur die de facto fehlenden Kinderbetreuungseinrichtungen sind demnach dafür verantwortlich, dass sich Frauen vor allem im Westen zwischen Erwerbstätigkeit und Mutterschaft entscheiden müssen, sondern auch ihre eigene Vorstellung, dass sie als Mutter die Betreuung ihres Kindes niemandem guten Gewissens delegieren können. In diesem Dilemma haben sich in der Vergangenheit insbesondere die Hochqualifizierten verstärkt für Erwerbstätigkeit und gegen Kinder entschieden.

Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass Westdeutschland mit seiner hohen Zustimmung in dieser Frage unter anderem mit Österreich, Russland und Ungarn auf einem ähnlichen Niveau liegt (Abb. 22). In Frankreich, wo das Vereinbaren von Elternschaft und Erwerbstätigkeit Tradition besitzt, in Ostdeutschland und Belgien findet diese Aussage eine deutlich niedrigere Zustimmung.

Die große Mehrheit der Betroffenen sieht demnach ein Vereinbarkeitsproblem zwischen Familie und Beruf.

Erwartungen an die Rolle des Vaters

Die Idee einer Familie mit einer nicht erwerbstätigen Mutter impliziert gleichzeitig eine bestimmte Rolle des Vaters, nämlich die des Familienernährers. Deshalb wird die Erwerbstätigkeit von Vätern keineswegs in vergleichbarer Weise als problematisch eingestuft. Eher wird erwartet, dass sie Vollzeit erwerbstätig sind, und entsprechend akzeptiert, dass sie sich weniger um die Kinder kümmern können. Dieses Familienbild wirkt bis hin zu der Frage, ob

Väter im Allgemeinen genauso geeignet seien wie Mütter, sich um ihre Kinder zu kümmern. Hier ist die Zustimmung in Deutschland zwar auf den ersten Blick mit einem Anteil von fast drei Viertel (73 %) hoch. Der internationale Vergleich offenbart aber, dass die Deutschen den Vätern weniger zutrauen als z.B. die Franzosen (89 %) oder die Belgier (82 %) – beides Länder, in denen auch erwerbstätige Mütter gesellschaftlich stärker akzeptiert sind. Die Verbindung von Kind und Karriere ist in Deutschland, vor allem in Westdeutschland, also nicht nur praktisch, sondern auch normativ schwierig, da eine Erwerbstätigkeit der Mutter mit einer Verminderung des Kindeswohls bei Kleinkindern gleichgesetzt wird und gleichzeitig Vätern nicht die gleiche Fähigkeit zur Kindererziehung zugetraut wird wie Müttern.

Die Verbindung von Kind und Karriere ist in Deutschland, vor allem in Westdeutschland, also nicht nur praktisch, sondern auch normativ schwierig.

Einstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Dass die Vereinbarkeit von Beruf und Familie nicht nur ein normatives, sondern auch ein praktisches Problem ist, lässt sich ebenfalls an Einstellungen ablesen. Sie weisen darauf hin, dass viele Menschen ein zentrales Problem darin sehen, der Verantwortung gegenüber dem Kind und den Erwartungen des Arbeitgebers gleichermaßen gerecht zu werden, und dass sie sich Unterstützung dafür wünschen. Dabei stehen vor allem Mütter im Fokus, zumal sie sich bei der Betreuung der eigenen Kinder weitaus häufiger in der Pflicht sehen und ihnen diese Verantwortung auch häufiger zugeschrieben wird. Entsprechend sollten sie sich häufiger in dem Dilemma sehen, nicht genügend Zeit für Beruf und Familie aufbringen zu können und sich daher für eines von beiden entscheiden zu müssen.

Dieser Geschlechterunterschied ist mit Umfragedaten zu Einstellungen allerdings schwer nachzuzeichnen. So sind Väter von Kindern unter 18 Jahren zu 88 % der Meinung, dass sich Familie und Beruf

in Deutschland nicht gut miteinander vereinbaren lassen (IfD Allensbach 2011). Mütter von Kindern unter 18 Jahren äußern diese Meinung „nur“ zu 78 %. Die große Mehrheit der Betroffenen sieht demnach ein Vereinbarkeitsproblem. Doch die weniger stark betroffenen Männer sind in dieser Hinsicht problembewusster als die eigentlich stärker betroffenen Frauen.

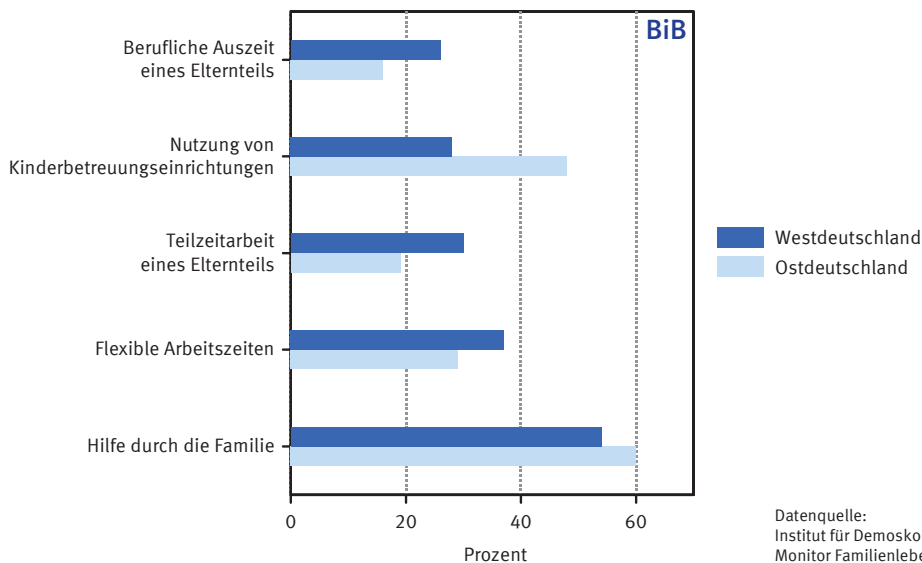
An die Problemdiagnose schließt sich logisch die Frage an, wie diese Situation in Deutschland aus Sicht der Betroffenen verbessert werden kann. Sie wurde im Monitor Familienleben (IfD Allensbach 2011) gestellt. Die dort vorgegebenen und von den Befragten bewerteten Vorschläge richten sich nicht nur an den Staat, sondern auch an die eigene Familie, an Arbeitgeber und Kommunen. In **Abbildung 23** werden die Ergebnisse für Eltern von Kindern unter 16 Jahren dargestellt.

Zentral ist demnach der Wunsch nach Unterstützung durch die eigene Familie, den mehr als die Hälfte der Befragten äußern. Gemeint ist, dass Großeltern oder andere Verwandte bei der Betreuung der Kinder aushelfen, damit beide Eltern (zumindest einige Stunden am Tag) beruflichen Verpflichtungen nachkommen können. Diesen Wunsch äußern die befragten Eltern in West- und

Ostdeutschland annähernd gleich häufig. Im Osten steht als Vereinbarkeit erleichterndes Moment die Nutzung von Kinderbetreuungseinrichtungen mit 48 % Zustimmung auf dem zweiten Platz, während diese im Westen nachrangig genannt wird (28 %). Der Unterschied erklärt sich wahrscheinlich aus der höheren Verfügbarkeit entsprechender Einrichtungen im Osten sowie aus der stärkeren Gewohnheit und höheren sozialen Akzeptanz, diese zu nutzen. In Westdeutschland werden flexible Arbeitszeiten (mit 37 %) und die Möglichkeit eines Elternteils Teilzeit zu arbeiten (30 %) noch vergleichsweise häufig als sinnvolle Formen der Unterstützung angesehen.

Im Monitor Familienleben des IfD Allensbach (2011) sehen 84 % der 18- bis 49-jährigen Eltern eine Notwendigkeit, dass Unternehmen mehr dafür tun, ihren Mitarbeitern die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erleichtern. Insofern sind aus Sicht der Bevölkerung Arbeitgeber über die Möglichkeit von flexiblen Arbeitszeiten und Teilzeitarbeit hinaus gefragt, in diesem Bereich mehr zu tun. Im Bericht wird auf eine weitere Umfrage verwiesen, die dahingehend eine Verbesserung der Situation seit 2005 konstatiert: Zu diesem Zeitpunkt berichteten nämlich 37 % Arbeitnehmer mit Kindern unter 16 Jahren,

Abb. 23



Datenquelle:
Institut für Demoskopie Allensbach,
Monitor Familienleben 2011

Zustimmung zu möglichen Antworten auf die Frage „Was erleichtert Eltern, Familie und Beruf gut vereinbaren können?“, Eltern von Kindern unter 16 Jahren in West- und Ostdeutschland (%), 2011

Zu Abb. 23:
Die Erfüllung des Kinderwunsches ist vor allem durch die Hilfe der eigenen Familie beeinflusst. Im Osten wird der Nutzung von Kinderbetreuungseinrichtungen eine hohe Bedeutung zugewiesen.

dass ihr Unternehmen explizit entsprechende Maßnahmen ergriffen hatte, während dies im Jahr 2011 bereits 49 % für ihren Arbeitgeber bestätigen. In Bezug auf die Wahrnehmung der Zeit, die für Familienleben zur Verfügung steht, existiert ein erheblicher Unterschied zwischen Männern und Frauen. So beklagen im Monitor Familienleben (IfD Allensbach 2011) 59 % der Väter von Kindern unter 16 Jahren, dass sie werktags zu wenig Zeit für ihre Familienmitglieder haben, während dies nur 19 % der Mütter beklagen. Hier spiegelt sich die Tatsache wider, dass Mütter aufgrund der gängigen Arbeitsteilung in Partnerschaften eine geringere Erwerbsbeteiligung und, wenn sie erwerbstätig sind, einen geringeren durchschnittlichen Erwerbsumfang haben und mehr Zeit mit der Familie verbringen. Ebenfalls sehr häufig (41 %) geben Männer an, dass sie oft ein schlechtes Gewissen haben, weil sie sich wegen der Arbeit nicht „so viel“ um ihre Kinder kümmern können. Hier sind es immerhin 26 % der Mütter, die dasselbe Bedauern äußern. Entsprechend würden sich die meisten Väter wünschen, beruflich etwas entlastet zu sein (71 % der Väter von Kindern unter 16 Jahren); Mütter würden sich vor allem wünschen, dass die Öffnungszeiten von Kindergärten und Schulen mit Arbeitszeiten synchronisierbar wären.

Kinderwünsche

Befunde, die einer Messung des Kinderwunsches sehr nahekommen, wurden bereits im Kontext der

Wichtigkeit von Lebensbereichen vorgestellt. Doch der Wunsch nach Kindern, die Sicherheit dieses Wunsches und die gewünschte Kinderzahl können auch direkt erfragt werden und geben zusätzliche Auskunft darüber, welchen Stellenwert Kinder für die Deutschen aus subjektiver Sicht haben.

Daran gemessen stellen Kinder keineswegs für alle, aber doch für viele einen zentralen Bestandteil des eigenen Lebens dar. Von den Kinderlosen unter 50 Jahren wollten im Jahr 2011 81 % eine eigene Familie gründen, die meisten davon (53 %) „bestimmt“ (IfD Allensbach 2011). Weniger als ein Fünftel der Kinderlosen ist demnach gewollt kinderlos. Dieser Befund relativiert den Umstand, dass dem Lebensziel, eigene Kinder zu bekommen, im Vergleich zu bestimmten anderen Lebenszielen eine vergleichsweise niedrige Priorität eingeräumt wurde (Abb. 18). Die Familiengründung mag für viele weniger wichtig sein als ihre beruflichen Ziele oder eine Partnerschaft, aber sie ist auch ein wichtiges Lebensziel. Von den Eltern unter 50 Jahren wollten 29 % ihre Familie (vielleicht) noch erweitern.

Diese Befunde sind relativ unabhängig von der Formulierung der Frage. Wenn nicht pauschal gefragt wird, ob man im Leben (noch weitere) Kinder haben möchte oder nicht, sondern die Frage lautet, wie viele Kinder man unter Berücksichtigung der eigenen aktuellen Lebenssituation insgesamt einmal haben möchte, so äußern nur 15 %, dass sie kinderlos bleiben wollen. Im Umkehrschluss wünschen sich, an diesem Indikator gemessen,

Gewünschte Kinderzahl nach Lebensform, Personen im Alter zwischen 18 und 50 Jahren in Deutschland (%), 2005

Tab. 11

Gewünschte Kinderzahl	Lebensform											
	Singles			Bilokale Paare			NEL ¹			Ehepaare		
	Insg.	M	F	Insg.	M	F	Insg.	M	F	Insg.	M	F
0	47,8	67,1	26,5	34,5	40,4	27,2	24,1	29,4	20,0	6,6	9,6	5,1
1	16,6	10,6	23,2	13,3	9,3	18,3	21,1	21,9	20,4	20,6	21,7	20,0
2	26,3	16,7	37,0	39,5	40,4	38,4	40,1	39,3	40,8	46,6	44,3	47,7
3	6,5	4,3	8,8	10,9	8,6	13,8	10,7	6,5	14,1	19,3	17,2	20,4
4+	2,8	1,3	4,5	1,8	1,4	2,1	4,1	3,0	4,7	3,8	7,1	6,7
Durchschnittl. Kinderzahl	1,01	0,63	1,43	1,34	1,21	1,50	1,52	1,36	1,64	2,02	1,93	2,06

¹ Nichteheliche Lebensgemeinschaften

Datenquelle: Generations and Gender Survey 2005, 1. Welle

85 % eine eigene Familie. Im Vergleich zu den Vorjahren bedeutet dies eine Verfestigung bzw. eine leichte Zunahme des Kinderwunsches (IfD Allensbach 2011). Allerdings ist die Zahl der gewünschten Kinder eher klein. Frauen wünschen sich im Durchschnitt 1,75 Kinder, Männer 1,68. Die am häufigsten gewünschte Zahl an Kindern ist zwei.

Generell gilt, je stärker eine Partnerschaft institutionalisiert ist, desto mehr Kinder werden gewünscht.

Auffällig sind die Unterschiede zwischen verschiedenen Lebensformen. *Tabelle 11* vergleicht die vier Lebensformen Singles (Alleinlebende), bilokale Paarbeziehungen, nichteheliche Lebensgemeinschaften und verheiratete Paare hinsichtlich der Zahl der gewünschten Kinder. Generell gilt, je stärker eine Partnerschaft institutionalisiert ist, desto mehr Kinder werden gewünscht. Ein sehr niedriger Kinderwunsch findet sich bei den Singles, die durchschnittlich 1,01 Kinder haben wollen. Besonders niedrig ist der Wert bei den Männern ohne Partnerin mit 0,63. Die gewünschte Kinderlosigkeit ist unter ihnen mit 67,1 % außerordentlich hoch. Führen Befragte eine Partnerschaft mit einer getrennten Haushaltsführung (bilokale Paarbeziehungen), erhöht sich ihr durchschnittlicher Kinderwunsch auf 1,34. Paare, die einen gemeinsamen Haushalt führen, aber nicht verheiratet sind, (nichteheliche Lebensgemeinschaften) geben im Durchschnitt 1,52 gewünschte Kinder zu Protokoll. Verheiratete Paare möchten durchschnittlich 2,02 Kinder, Frauen 2,06 und Männer 1,93. Gewollte Kinderlosigkeit kommt bei ihnen mit 5,1 % (Frauen) und 9,6 % (Männer) relativ selten vor. Es zeigt sich, dass diejenigen, die heiraten, tendenziell auch Kinder haben wollen.

Zwischen Kinderwunsch und realisierter Kinderzahl bestehen Diskrepanzen, die mit der speziellen Fragesituation und der Formulierung der Frage zusammenhängen. Das Thema, ob und wie viele Kinder man sich wünscht, wird meist erst in der konkreten Befragungssituation konkretisiert. Es ist im Alltag nicht ständig präsent und wird deshalb relativ spontan beantwortet. Die Angaben müssen darum auch eher als grundsätzliche Disposition, Kinder zu bekommen, gewertet werden. Die kon-

kreten Zahlenangaben stellen dagegen eher eine Art Obergrenze als eine konkrete Planungsgröße dar. Die tatsächliche Realisierung des Kinderwunsches hängt von weiteren Rahmenbedingungen ab, wie z.B. einer festen Partnerschaft oder dem Gesundheitszustand. Diese Faktoren sind im Zeitverlauf variabel – und mit einer Veränderung der Rahmenbedingungen geht normalerweise auch eine Anpassung des Kinderwunsches einher. Die eigene zukünftige Kinderzahl wird deshalb in der Regel eher über- als unterschätzt.

Erwartungen an die Familienpolitik

Familienpolitische Maßnahmen haben oftmals unmittelbare Auswirkungen auf das Privatleben von Menschen, sei es dadurch, dass Entscheidungen für Kinder durch die Schaffung spezifischer Möglichkeiten begünstigt werden oder dass Väter heute besser und häufiger an der Kindererziehung teilhaben können. Dies wird von der Bevölkerung nicht anders erwartet – sie wünscht sich v.a. die Schaffung und Bewahrung von Rahmenbedingungen für persönliche Entscheidungen (IfD-Allensbach 2011). Generell gilt, dass sich Eltern vor allem Zeitpolitik wünschen, die es ihnen erleichtert, Familie und Erwerbstätigkeit zu vereinbaren. Entsprechend stehen auf der Wunschliste der Bevölkerung Politikfelder, die Vereinbarkeit des Familienlebens und der Berufstätigkeit erleichtern können.

Für Eltern zählt vor allem, dass sie sich ihre Arbeitszeit in gewissem Maße selbst einteilen können und Rücksicht auf ihre familiären Belange genommen wird, z.B. wenn ein Kind krank wird.

„Wie familienfreundliche Arbeitszeitmodelle konkret aussehen, hängt stark von der Tätigkeit und dem Verantwortungsbereich im Unternehmen ab. Es existieren vielfältige Modelle, z.B. Gleitzeit, flexible Tages- und Wochenarbeitszeit, Jahresarbeitszeitkonten, Jobsharing, mobiles Arbeiten von zu Hause aus, Wunschdienstpläne etc. Für Eltern zählt vor allem, dass sie sich ihre Arbeitszeit in gewissem Maße selbst einteilen können und Rücksicht auf ihre familiären Belange genommen wird, z.B. wenn ein Kind krank wird“ (Bundesministerium für

Erwartungen an
familienpolitische
Schwerpunktsetzung,
(in % und Rangfolge),
2011

Tab. 12

Familienpolitisches Schwerpunktthema	Bevölkerung insgesamt		Eltern von Kindern unter 18 Jahren	
	Rang	%	Rang	%
Unterstützung von Personen, die pflegebedürftige Familienmitglieder zuhause betreuen	1	74	4	67
Erleichterung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf	2	72	1	80
Einsatz für die angemessene Berücksichtigung von Kindererziehungszeiten für die Rente	3	66	2	71
Förderung junger Familien	4	65	3	70
Erleichterung der Vereinbarkeit von Pflege von Angehörigen und Beruf	5	61	8	57
Einsatz dafür, dass Kinder bedürftiger Familien bessere Bildungs- und Teilhabechancen haben	6	59	6	63
Einsatz für die Erhaltung des Elterngeldes	7	57	5	66
Einsatz für Verbesserung der Voraussetzungen für den Wiedereinstieg in den Beruf nach der Familienphase	8	56	7	61
Einsatz für den Ausbau des Angebots an Kinderkrippen	9	54	9	54
Einsatz für ein größeres Angebot an Ganztagskindergärten und Ganztagschulen	10	53	9	54

Datenquelle: Institut für Demoskopie Allensbach, Monitor Familienleben, 2011

Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2012). Es geht aber nicht nur um die Betreuung von Kindern, sondern verstärkt auch um die Betreuung von älteren und pflegebedürftigen Familienmitgliedern. Die Priorität unterscheidet sich dabei zwischen der Gesamtbevölkerung und Befragten mit Kindern unter 18 Jahren, bei denen Fragen zur Kinderbetreuung wichtiger sind (Tab. 12).

In der Bevölkerung insgesamt liegt die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf auf dem ersten Rang. Bei Eltern wird die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als wichtiger eingestuft. Allgemeinen Zielen („Erleichterung der Vereinbarkeit ...“) wird naturgemäß eher zugestimmt als speziellen Maßnahmen zu deren Realisierung. So findet sich zum Beispiel die Forderung nach einem Ausbau von Krippenplätzen, in Relation zu den übrigen Zielen, auf einem hinteren

Rang. Dennoch erhalten alle zur Auswahl gestellten politischen Schwerpunktsetzungen Zustimmungen von über 50 %. Das verweist auf einen großen Möglichkeitsspielraum, in dem Politik Familien sinnvoll unterstützen kann. Möglicherweise liegen hier auch Chancen, Kinderlose zu einer Entscheidung für eine Familiengründung zu bewegen.



7. Deutschland im europäischen Vergleich

Deutschland – ein Niedrig-Fertilitäts-Land

Die Fertilitätssituation in Europa ist durch unterschiedliche Trends und große Differenzierungen im aktuellen Niveau gekennzeichnet (Abb. 24). Zu den Ländern mit dem höchsten Fertilitätsniveau, gemessen mit der zusammengefassten Geburtenziffer, gehören Island (2,20), Irland (2,07), die Türkei (2,04) und Frankreich (2,01). Am unteren Ende befinden sich Lettland (1,17), Bosnien und Herzegowina (1,20) sowie Andorra (1,22) und Ungarn (1,25). Deutschland ist das Land mit der elftniedrigsten Geburtenziffer in Europa.

Insbesondere die nordeuropäischen Länder und Frankreich verfügen über deutlich höhere Geburtenziffern als Deutschland. Als Erklärung dafür wird angenommen, dass in Frankreich eine aktive Geburtenförderung mit einer Ausrichtung auf das Vereinbaren von Familie und Erwerbstätigkeit zu einem höheren Geburtenniveau führt. In den nordeuropäischen Ländern wird eine Politik zur Gleichstellung der Geschlechter betrieben, die ebenfalls mit einem hohen Geburtenniveau einhergeht. Das niedrige Geburtenniveau in Deutschland wurde lange Zeit mit einer auf die traditionelle Familie ausgerichteten

Politik erklärt. Inzwischen hat Deutschland mit dem Elterngeld und dem Ausbau der Kinderbetreuungs-einrichtungen allerdings einen Pfadwechsel in der Zeit- und Infrastrukturpolitik erreicht.

Gebäralter in Europa

Das durchschnittliche Alter der Mütter bei Geburt ihrer Kinder ist in den entwickelten Industrieländern seit den 1970er Jahren deutlich angestiegen. Gegenwärtig liegt es in vielen europäischen Ländern bereits bei über 30 Jahren, vor 40 Jahren waren die Mütter noch rund 3 Jahre jünger. Allerdings sind hierbei unterschiedliche Einflussfaktoren zu berücksichtigen – zum einen das Alter, in dem die ersten Kinder geboren werden und zum anderen die Anzahl der geborenen Kinder insgesamt und damit das Alter bei Geburt des letzten Kindes.

Das Durchschnittsalter der Mütter bei der Geburt des ersten Kindes unterlag in Europa und auch in außereuropäischen Industrieländern dem gleichen steigenden Trend wie das durchschnittliche Alter bei Geburt insgesamt. Aufgrund der Datenverfügbarkeit lässt sich dies nur am Beispiel einiger ausgewählter Länder illustrieren. So wurden die Mütter bei der Geburt der ersten Kinder in den letzten rund 40 Jahren

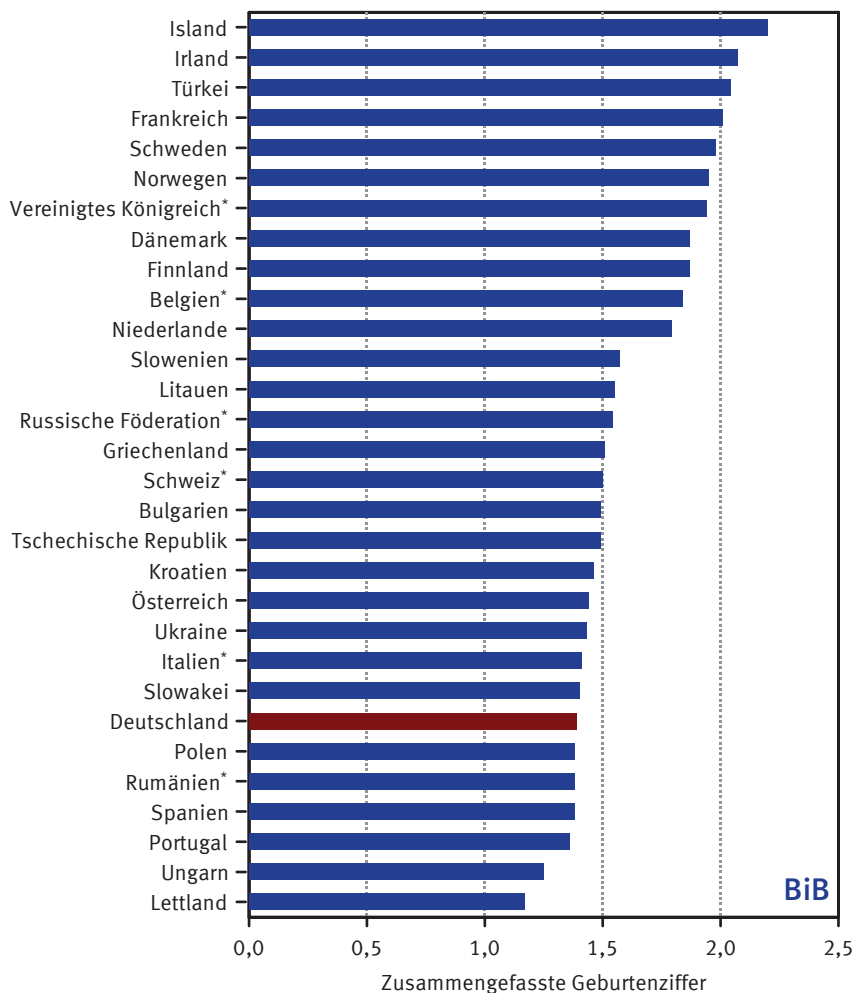
in Schweden, den Niederlanden und Kanada etwa 4,5 Jahre älter, in den USA verlief die Entwicklung langsamer, das Durchschnittsalter erhöhte sich hier um rund 3 Jahre. In den ehemals sozialistischen Staaten traten sehr unterschiedliche Verläufe ein, teilweise eine sehr starke Erhöhung wie in der ehemaligen DDR und in der Tschechischen Republik mit jeweils fast 5 Jahren oder nur ein leichter Anstieg wie in Russland und Estland mit circa 1 Jahr. Heute werden die Frauen in einem Alter zwischen etwa 25 Jahren (Russland, Estland, USA) und 29 Jahren (Niederlande und Schweden) erstmalig Mütter.

Wie lange diese fertile Lebensphase dauert, hängt von der Anzahl der geborenen Kinder ab. Einen besonders starken Rückgang dritter und weiterer Kinder gab es in diesem Zeitraum in Portugal und Island sowie in einigen ehemals sozialistischen Staaten wie Polen, Rumänien, der Slowakei und Litauen. Diese Länder gehören heute auch zu denen mit einem vergleichsweise niedrigen Gebäralter im Durchschnitt über alle Kinder. Es gibt allerdings auch Länder wie die Niederlande, Finnland und Norwegen, in denen sich der Anteil dritter und weiterer Kinder gegenüber Mitte der 1970er Jahre

Zusammengefasste
Geburtensziffer nach
Ländern in Europa, 2010

Abb. 24

Zu Abb. 24:
Deutschland gehört im europäischen Vergleich zu den Ländern mit dem niedrigsten Geburtenniveau. Die Unterschiede zwischen den Ländern insgesamt sind mit Werten zwischen 1,2 und 2,2 beträchtlich.



* Daten für 2009

Datenquelle:
Eurostat

erhöht hat, und die heute zu den Ländern mit dem höchsten Gebäralter der Mütter in Europa gehören. In einer weiteren Gruppe ehemals sozialistischer Staaten wie Estland, Lettland und Ungarn, in denen ebenfalls mehr Kinder höherer Ordnung geboren werden, ist nach wie vor ein vergleichsweise niedriges durchschnittliches Gebäralter der Mütter zu erkennen, hier vollziehen sich die Geburten mit einem relativ kurzen Abstand (Abb. 25).

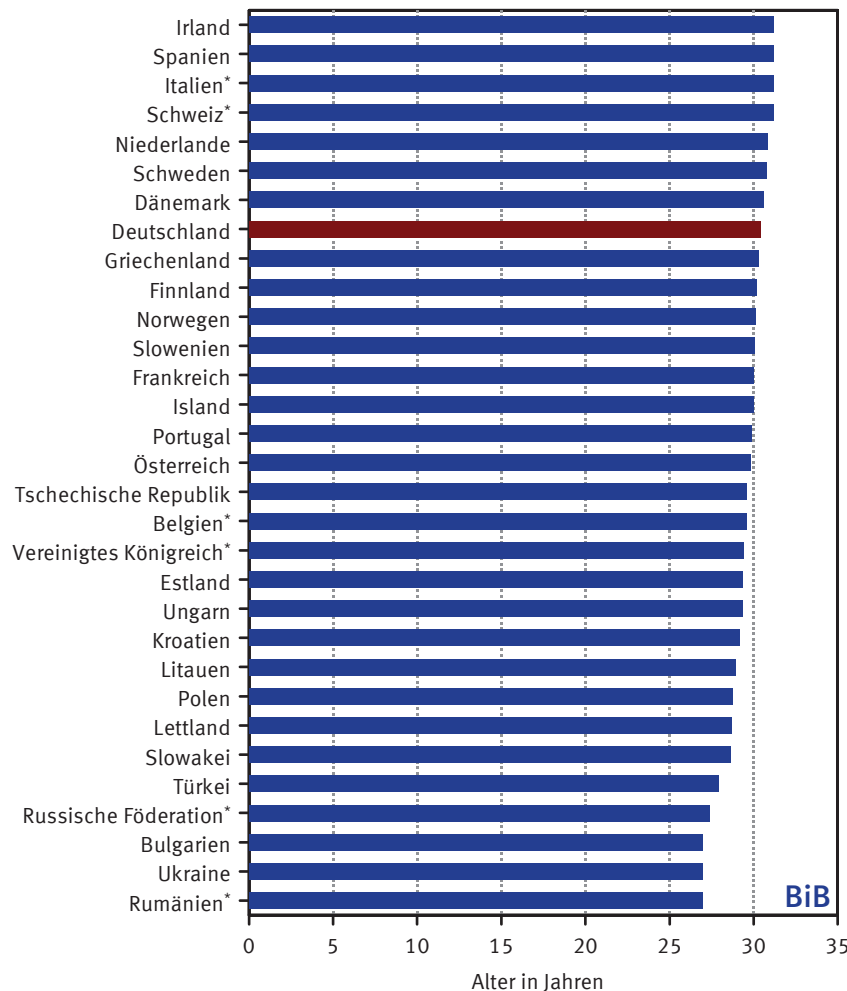
Nichteheliche Geburten

Generell besteht in Europa ein Trend zu steigenden Anteilen von Frauen, die bei der Geburt ihrer Kinder

unverheiratet sind. Gleichzeitig sind enorme Unterschiede zwischen den Ländern zu beobachten (Abb. 26). Das höchste Niveau findet sich in Island mit 64,3 %, das niedrigste in der Türkei mit 2,6 %. Im Ländervergleich gibt es keinen empirischen Zusammenhang zwischen dem Anteil nichtehelicher Geburten und der Geburtenziffer. Die Anstiege hatten in den letzten Jahrzehnten in den einzelnen Ländern unterschiedliche Geschwindigkeiten sowie unterschiedliche Ausgangs- und Endpunkte. Deutschland gehört zu den Ländern mit einem mittleren Niveau der Nichtehelichenquote (33,3 %), befindet sich aber am unteren Ende dieser Gruppe. Zu beachten

Abb. 25

Durchschnittsalter der Mütter bei der Geburt ihrer Kinder in Europa, 2010 (Jahre)



Zu Abb. 25:
In Deutschland werden die Kinder in einer relativ späten Lebensphase der Eltern zur Welt gebracht. Es gibt eine ganze Reihe von Ländern, in denen die Kinder noch später, aber auch Länder, in denen sie deutlich früher geboren werden. Dazu zählen vor allem die osteuropäischen Staaten.

* Daten für 2009

Datenquelle: Eurostat

sind hier die erheblichen Unterschiede in Ost- und Westdeutschland. Dass Deutschland zur Ländergruppe mit einem mittleren Niveau zählt, ist auf die hohe Quote in Ostdeutschland (einschließlich Berlin) zurückzuführen, die 2010 58,3 % betrug. In Westdeutschland (ohne Berlin) erreichte die Nichtehelichenquote einen Wert von nur 27,0 %.

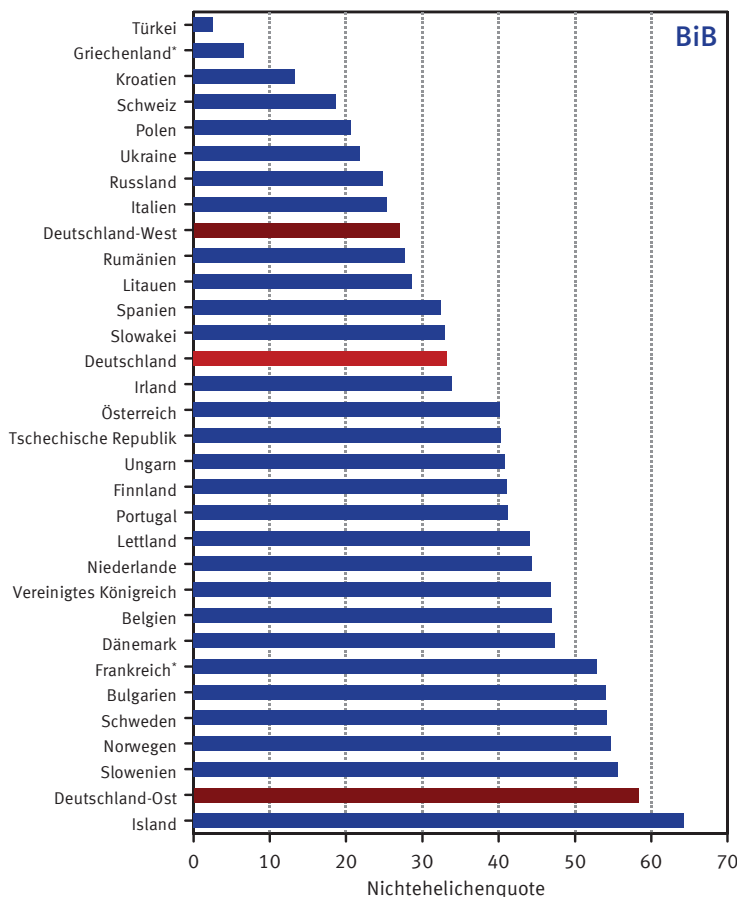
In Europa besteht ein tendenzieller Zusammenhang zwischen Nichtehelichenquote und zusammengefasster Geburtenziffer, dargestellt mit der roten Linie in der *Abbildung 27*. Es gilt: Je höher die Nichtehelichenquote, desto höher ist auch die zusammengefasste Geburtenziffer. Das trifft insbesondere in der Kombination hohe Geburtenhäufigkeit und hohe Nichtehelichenquote auf Großbritannien, die Niederlande, Frankreich, Belgien und die

skandinavischen Länder zu. Zum Sektor niedriges Geburtenniveau und niedrige Nichtehelichenquote gehören neben einer Vielzahl an ehemals sozialistischen Staaten die südeuropäischen Länder Italien, Spanien, Griechenland und Zypern, aber auch die Schweiz. Deutschland und Österreich finden sich im Sektor niedrigere zusammengefasste Geburtenziffer und höhere Nichtehelichenquote. Betrachtet man Deutschland getrennt, dann ist das frühere Bundesgebiet dem Sektor niedrigere Geburtenziffer und niedrigere Nichtehelichenquote zuzurechnen. Die ostdeutschen Bundesländer hingegen kennzeichnet bei einer niedrigen zusammengefassten Geburtenziffer eine sehr hohe Nichtehelichenquote. Generell kann angenommen werden, dass im Trend eine nicht auf die traditionelle Familie fokussierte

Nichtehelichenquote in europäischen Ländern, 2010 (%)

Abb. 26

Zu Abb. 26:
Die Unterschiede im Anteil der Kinder, die von unverheirateten Müttern zur Welt gebracht werden, sind zwischen West- und Ostdeutschland enorm. Während Ostdeutschland nach Island und Estland die höchsten Werte in Europa verzeichnet, gehört Westdeutschland zur Ländergruppe mit einem eher niedrigen Niveau.



* Daten für 2009

Datenquellen:
 Eurostat,
 Statistisches Bundesamt

Familienpolitik eine höhere Nichtehelichenquote begünstigt und die traditionelle Familienförderung eher mit einer niedrigeren Nichtehelichenquote einhergeht. Dadurch gehen vermittelt Einflüsse auf das Geburtenniveau aus. Ist die monetäre Eheförderung ein Teil der Familienpolitik wie in Deutschland oder Österreich, werden tendenziell diejenigen benachteiligt, die die Ehe als Lebensform nicht anstreben. Geringere durchschnittliche Kinderzahlen in nichtehelichen Lebensformen wirken damit negativ auf das Geburtenniveau. Die Familienpolitik in Deutschland ist nicht auf Eheförderung gerichtet, sondern auf wirtschaftliche Stabilität von Familien, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Realisierbarkeit von Kinderwünschen. Gemäß diesen Zielen gibt es einen Mix aus Geld, Zeit und Infrastruktur.

Heirats- und Geburtenhäufigkeit

Zwischen der Erstheiratsziffer, hier interpretierbar als Anteil der Frauen, die zumindest einmal im Leben heiraten, und der zusammengefassten Geburtenziffer findet sich ein etwas schwächerer Zusammenhang im Vergleich zur Kombination zusammengefasste Geburtenziffer und Nichtehelichenquote (Abb. 28). Tendenziell ist die zusammengefasste Geburtenziffer in den Ländern niedriger,

in denen eine hohe Heiratsneigung besteht. Es besteht folgende Situation: In einer ersten Gruppe, mit hohen Erstheiratsziffern und niedrigen zusammengefassten Geburtenziffern, finden sich überwiegend die Länder Südeuropas (Italien, Spanien, Griechenland, Portugal), die durch eine kaum entwickelte Familienpolitik gekennzeichnet sind. Zu einer zweiten Gruppe gehören neben anderen, vor allem osteuropäischen Ländern, auch Deutschland und Österreich, die eine eher traditionalistische Familienförderung betreiben. Merkmale sind eine niedrige zusammengefasste Geburtenziffer und eine geringe Heiratshäufigkeit. Die Gruppe 3 wird von den Ländern in Nordeuropa gebildet. Dort ist eine hohe Fertilität mit einer niedrigen Heiratsneigung verknüpft.

Besonderheiten der deutschen Fertilitätssituation

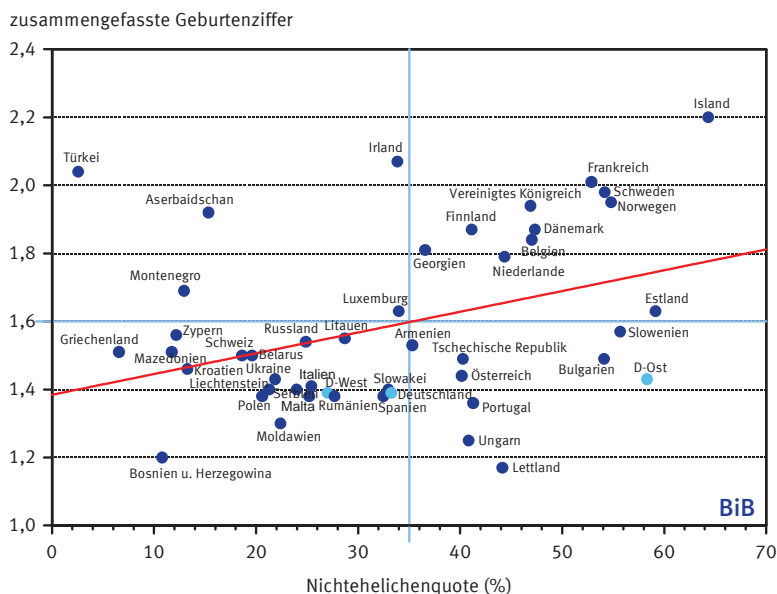
Die deutsche Fertilitätssituation weist im internationalen Vergleich einige familienpolitisch relevante Besonderheiten auf. Dazu zählen:

› *Ein langfristig sehr niedriges Niveau der Geburtenziffer:*

Mit einer zusammengefassten Geburtenziffer von 1,39 im Jahr 2010 gehört Deutschland weltweit

Abb. 27

Zusammengefasste Geburtenziffern und Nichtehelichenquoten in Europa, 2010



Zu Abb. 27:
Es besteht in Europa ein linearer Zusammenhang zwischen der zusammengefassten Geburtenziffer und der Nichtehelichenquote. Je höher der Anteil von nichtehelich geborenen Kindern ist, desto höher ist im Trend das Geburtenniveau.

zu den Ländern mit der niedrigsten Geburtenziffer. Mit Ausnahme der ostdeutschen Bundesländer besteht diese Situation bereits seit der Mitte der 1970er Jahre. Es ist davon auszugehen, dass sich die kleine Familie zu einer handlungsleitenden Normalität entwickelt hat, die durch familienpolitisches Handeln nicht kurzfristig und nicht unmittelbar zu verändern ist.

› Sehr hohe Anteile kinderloser Frauen: Bestandteil der Niedrig-Fertilitäts-Situation ist die hohe Kinderlosigkeit im früheren Bundesgebiet. Nach den Ergebnissen des Mikrozensus 2008 sind deutsche Frauen des Geburtsjahrganges 1967 im früheren Bundesgebiet zu 25 % kinderlos geblieben. Dies ist ein im internationalen Vergleich außerordentlich hoher Wert. Unter Akademikerinnen ist die Kinderlosigkeit mit etwas mehr als 30 % in einem noch höheren Ausmaß verbreitet (Geburtsjahrgänge 1965 – 1969: 31,6 %).

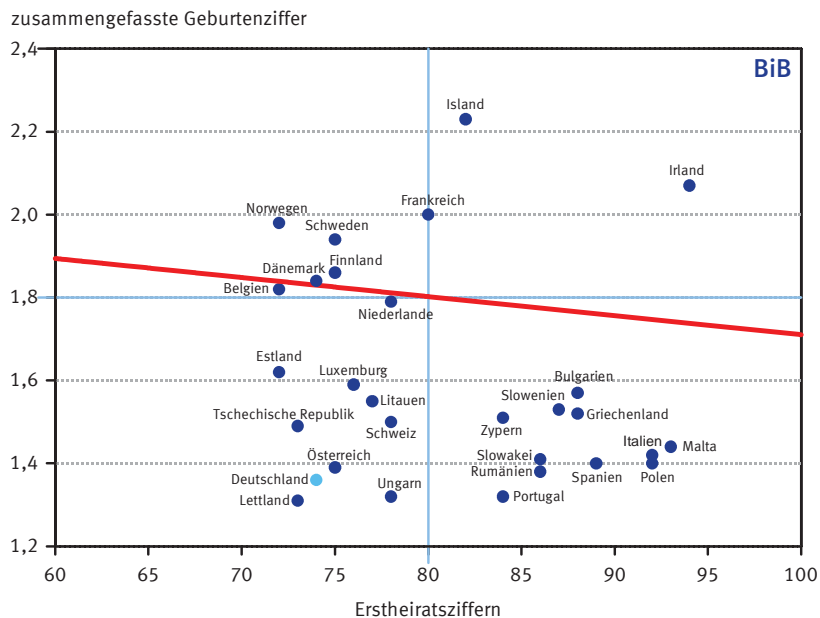
› Deutlich unterschiedliche Fertilitätssituationen in West- und Ostdeutschland: Die durchschnittlichen Kinderzahlen der Geburtsjahrgänge in West- und Ostdeutschland sind sehr

ähnlich, entstehen aber aufgrund differenzierter Fertilitätsmuster. Der hohen Kinderlosigkeit im Westen stehen hohe Anteile an Frauen mit nur einem Kind im Osten gegenüber. Demgegenüber haben in den westlichen Bundesländern Frauen häufiger drei oder mehr Kinder geboren.

› Eine niedrige tatsächlich gewünschte Kinderzahl: Auch beim Kinderwunsch gehört Deutschland im internationalen Vergleich zu den Ländern mit einer niedrigen gewünschten Kinderzahl. In Europa gibt es derzeit neben Deutschland nur sechs weitere Länder, in denen der Kinderwunsch unter 2 liegt. Im Generations and Gender Survey ist ein Wert von ca. 1,7 gewünschten Kindern ermittelt worden. Für Deutschland wird aufgrund dessen ein ungünstiges Szenario für die zukünftige Fertilitätsentwicklung abgeleitet. Es wird die Annahme formuliert, dass junge Menschen, die im Kontext niedriger Fertilität aufwachsen, ebenfalls einen niedrigen Kinderwunsch haben. Zu beachten ist an dieser Stelle, dass andere Datensätze wie Pairfam oder die European Values Study höhere Kinderwunschzahlen als der Generations and Gender Survey zeigen.

Zusammengefasste Geburtenziffer und Erstheiratsziffern in Europa, 2009

Abb. 28



Datenquelle: Eurostat

Zu Abb. 28: Zwischen der Heiratsneigung und dem Geburtenniveau besteht ein schwacher negativer Zusammenhang. In der größten Gruppe der Länder ist eine hohe Heiratshäufigkeit mit einem niedrigen Geburtenniveau verknüpft.



8. Warum so wenig Kinder? Erklärungen

Deutschland ist, sieht man von einigen Ausnahmen zu Zeiten der DDR ab, bereits seit Mitte der 1970er Jahre ein Niedrig-Fertilitäts-Land. Kleine Familien sind zur Normalität geworden, große Familien bilden die Ausnahme. Nach 40 Jahren Geburtentief ist anzunehmen, dass sich dieses Verhaltensmuster verfestigt hat. Das anhaltend niedrige Geburtenniveau ist mit der Ausbildung spezifischer Paritätsmuster, vor allem der Ausbreitung der Kinderlosigkeit und dem Entstehen sozialstruktureller Differenzierungen einhergegangen.

Letztlich ist die deutsche Fertilitätssituation auf das besondere Zusammenwirken struktureller und kultureller Faktoren zurückzuführen. Ihr Einfluss auf das Geburtenverhalten in Deutschland lässt sich am besten anhand des Entstehens der unterschiedlichen Fertilitätsmuster in ost- und westdeutschen Bundesländern erklären. Für den Westen sind eine hohe Kinderlosigkeit vor allem bei den Hochqualifizierten und Alleinlebenden sowie eine enge Verbindung zwischen Ehe und Elternschaft typisch. Dagegen findet sich im Osten bei einer niedrigeren Kinderlosigkeit und einer weiteren Verbreitung der Ein-Kind-Familie eine stärkere Entkoppelung von

Ehe und Elternschaft. Die strukturellen Unterschiede sind in dem besseren Angebot an Kinderbetreuungseinrichtungen für die unter Dreijährigen im Osten und damit im Zusammenhang stehend in der höheren Erwerbsbeteiligung ostdeutscher Mütter gegeben. Die kulturellen Unterschiede lassen sich mit der höheren Akzeptanz der frühkindlichen außerhäuslichen Kinderbetreuung und eines egalitären Geschlechterrollenmodells in den ostdeutschen Bundesländern beschreiben. Aussagen wie „Kinder, die den Großteil der Woche in einer Tagesstätte verbringen, werden mit einer größeren Wahrscheinlichkeit später im Leben Probleme haben.“ oder „Ein Vorschulkind wird darunter leiden, wenn seine Mutter arbeitet.“ finden im früheren Bundesgebiet eine wesentlich höhere Zustimmung.

Gut veranschaulichen kann man das Zusammenwirken kultureller und struktureller Faktoren an dem Entstehen von Kinderlosigkeit im Westen. Hochqualifizierte Frauen, die viel in ihre Ausbildung investiert haben und über eine starke Berufsorientierung verfügen, entscheiden sich aufgrund der ungünstigen Vereinbarkeitsbedingungen häufig gegen Kinder und für eine Erwerbstätigkeit. Dabei spielt ebenso eine Rolle, dass das Leitbild der „Guten Mutter“ im

Westen über eine starke Präsenz verfügt. Die Mutter gehört zum Kind und es sollte bis zum dritten Lebensjahr nicht in Kindertagesstätten betreut werden, weil die Mutter erwerbstätig sein will. Wählen Frauen nicht diesen Weg, gelten sie in Westdeutschland schnell als „Rabenmütter“. In einer solchen Situation, in der weder das traditionelle Hausfrauenmodell noch die Erwerbstätigkeit mit Kindern als attraktiv erscheint, werden Entscheidungen gegen Kinder begünstigt.

In den ostdeutschen Bundesländern gehen günstigere Vereinbarkeitsbedingungen mit vereinbarkeitsorientierten Einstellungen einher und führen zu einer höheren Kinderbetreuungsquote bei den unter Dreijährigen und einer höheren Müttererwerbstätigkeit. Auf den Frauen lastet damit weniger der Entscheidungszwang zwischen der Mutterrolle als Hausfrau und der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit. Da Elternschaft und Erwerbstätigkeit sowohl durch die strukturellen Bedingungen als auch durch die Einstellungen begünstigt werden, ist in Ostdeutschland Kinderlosigkeit seltener anzutreffen.

Das Bestreben, Elternschaft und Familie zu vereinbaren, führt häufiger dazu, dass nur ein Kind geboren wird.

Hinzu kommt, dass in Ostdeutschland die häufiger vorkommenden unsicheren Perspektiven die familialen Kinderzahlen ebenfalls begrenzen.

Es existiert danach in beiden Regionen Deutschlands noch immer ein spezifisches Zusammenwirken struktureller und kultureller Faktoren mit besonderen Einflüssen auf die Geburtenentwicklung. Im Trend sind im Westen zwei Optionen für das generative Verhalten leitend. Zum einen der traditionelle Weg, der meist zu einem zeitlich begrenzten Ausstieg der Frau aus dem Erwerbsleben führt und sie auf die Hausfrauenrolle verweist. Dadurch lässt sich auch die für den Westen engere Verknüpfung von Ehe und Elternschaft erklären. Der andere Weg basiert auf der Entscheidung für Beruf und Erwerbstätigkeit und gegen Kinder. Eine dritte Option, Elternschaft und Erwerbstätigkeit zu vereinbaren, ist vielfach noch schwierig umsetzbar.

Die geringe Akzeptanz außerhäuslicher Kinderbetreuung als kultureller Faktor und das begrenzte Angebot an Kinderbetreuungseinrichtungen als struktureller Faktor begünstigen in Westdeutschland die Entscheidung gegen Kinder. Aus der Ostperspektive gesehen, ist die Wahl der einen oder anderen Handlungsoption weniger zwingend vorgegeben, da das Vereinbaren sozial akzeptiert und prinzipiell möglich ist.

Die schwierigere ökonomische Lage der Familien in Ostdeutschland verhindert allerdings, dass oftmals mehr als ein Kind geboren wird.

Letztlich führen besondere kulturelle, strukturelle und wirtschaftliche Rahmenbedingungen zu ähnlich niedrigen durchschnittlichen Kinderzahlen, die aber auf der Basis unterschiedlicher Fertilitätsmuster entstehen.

Diese Rahmenbedingungen könnten sich in Zukunft allerdings auch ein Stück weit verändern. Im breiten internationalen Vergleich lässt sich zeigen, dass das Zusammenspiel familienpolitischer Maßnahmen langfristig einer der zentralen Faktoren der Fertilitätsunterschiede in den Industrieländern ist – wohlgemerkt: neben ökonomischen und kulturellen Faktoren. Positive Effekte durch politische Rahmenbedingungen setzen dabei eine ganzheitliche, widerspruchsfreie und strategisch ausgerichtete Familienpolitik voraus, die infrastrukturelle, zeitpolitische, monetäre und gleichstellungsorientierte Elemente sinnvoll verbindet.

Literatur

- Aries, Philippe (1975): [Geschichte der Kindheit](#). Carl Hanser Verlag, München
- Bujard, Martin (2012): [Die Kinderzahl von Akademikerinnen. Befunde eines Schätzmodells mit Mikrozensusdaten 1982 – 2011](#).
In: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Bevölkerungsforschung Aktuell 05/2012, S. 2-10
- Bujard, Martin (2011): [Geburtenrückgang und Familienpolitik. Ein verschiedene Theorien integrierender Erklärungsansatz und dessen empirische Überprüfung im OECD-Länder-Vergleich 1970-2006](#). Baden-Baden: Nomos
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2012): [Familienreport 2011. Leistungen, Wirkungen, Trends](#). Silber Druck oHG, Niestetal
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2006): [Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik](#). Siebter Familienbericht, Deutscher Bundestag, Drucksache 16/1360, 396 S.
- EVS (2010): [European Values Study 2008, 4th wave, Germany](#). GESIS Data Archive, Cologne, Germany, ZA4753 Data File Version 1.1.0 (2010-11-30), doi:10.4232/1.10151.
- Huinink, Johannes und Dirk Konietzka (2007): [Familiensoziologie. Eine Einführung](#). Campus Verlag, Frankfurt/New York
- Huinink, Johannes, Josef Brüderl, Bernhard Nauck, Sabine Walper, Laura Castiglioni und Michael Feldhaus (2011): [Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics \(pairfam\): Conceptual framework and design](#). Zeitschrift für Familienforschung 23, S. 77-101
- IFD (Institut für Demoskopie Allensbach) 2011: [Monitor Familienleben 2011. Einstellungen und Lebensverhältnisse von Familien](#). Ergebnisse einer Repräsentativbefragung im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend – Berichtsband
- Notestein, Frank W. (1945): [Population – the long view](#). In: Theodore W. Schultz (ed.): Food for the world. Chicago, Chicago University Press, S. 37-57
- Schneider, Norbert F. (Hg.) (2008): [Lehrbuch Moderne Familiensoziologie. Theorien, Methoden, empirische Befunde](#). Opladen: B. Budrich
- Statistisches Bundesamt (2010): [Fachserie 1 Reihe 2.2, Bevölkerung und Erwerbstätigkeit, Bevölkerung mit Migrationshintergrund, Ergebnisse des Mikrozensus 2010, Anhang 2: Glossar](#)
- Statistisches Bundesamt, [Zahlen und Fakten, Mikrozensus](#) [<http://www.destatis.de/DE/Meta/AbisZ/Mikrozensus.html>]
- Surkyn, Johan und Ron Lesthaeghe (2004): [Wertorientierungen und ‘second demographic transition’ in Nord-, West- und Südeuropa: Eine aktuelle Bestandsaufnahme](#). In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 29, 1, S. 63-98
- Van de Kaa, Dirk (1987): [Europe’s Second Demographic Transition](#). Population Bulletin, 42, 1